



Abend-



Zeitung.

Zwei und dreißigster Jahrgang.

1.

Donnerstag, am 6. Januar 1848.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder.

Allersouveränste Cabinets - Ordre der Menschheit an das Jahr 1848.

(Veröffentlicht von J. Lasker.)

Wir, die Menschheit von Gottes Gnaden, und auch die von Gottes Ungnaden, die nie um Gnade bitten, sondern streben und handeln, daß sie Recht von dem Gotte der Wahrheit erwarten können, und sich nicht vor ihm demüthigen, sondern aufrecht zu erhalten suchen, Wir souveräne Menschheit, entbieten Dir, unbärtigem Knaben, Unsern Gruß und empfangen Dich mit geziemender Freundlichkeit und gebührendem Ernste.

Deine Vorfahren waren gewöhnt, von Uns mit einem allerunterthänigsten Bittschreiben, mit allerlei Huldigungen empfangen zu werden. Wahrscheinlich hast Du Dich auch schon, so jung und unerfahren Du auch noch bist, auf eine wortblitzende, huldstrahlende, versprechungswarme Huldigungssrede gefaßt gemacht.

Doch wir kennen die blumenreiche Sprache der Hoffnungen, womit Du uns, wie mit den Eis-

blumen an den Fensterscheiben, täuschen möchtest. Ein Strahl der wahren, wärmenden Sonne, und die Blumen schmelzen.

Du mußt daher die Schuld aller Deiner Väter tragen, die, bald strenger, bald milder, doch immer ein solches Regiment geführt haben, als wären Wir ihretwegen, und nicht vielmehr sie Unfertwegen da.

Dich empfangen Wir nicht mit Unterwürfigkeit; von Dir wollen wir nicht mehr erbitten und erwarten, sondern fordern, was Recht ist.

Freilich kommst Du mit Deiner geschworenen Armee von Winden, Nebeln, Regengüssen, Hagelwetter, Dürre, Influenzen, Epidemien, Seuchen, Schneefällen, Erdbeben, und wie alle diese Truppen heißen mögen, die Dir dazu dienen, die Menschheit und die ganze Natur in steter Unterwürfigkeit, in steter Angst, in athemloser Besorgtheit zu erhalten, daß sie nicht zu freiem Bewußtsein, zu ungehemmter Kraftäußerung gelangt.

Und die Menschheit war noch immer thöricht genug, Dir zu dieser Deiner Sanitschaaren-Leibwache auch noch freiwillige, gegen sie bewaffnete

849

Milizen aus ihrer eigenen Mitte zu stellen: die Pietisten, die Höflinge, die Börsenschwindler, die Lehrer und die Lehrlinge der Finsterniß, mit einem Worte, die unermessliche Landwehe-Schaar der Egoisten, die nur sich zur Geltung, nicht Liebe, Wahrheit, Freiheit zum Siege bringen wollen.

Die Menschheit stellte Deinen Vorfahren sogar die Henker und beugte ihre Köpfe unter deren Todes-Instrumenten. Diese Henker, so zahllos, wie die Leidenschaften, sind die Jesuiten, welche zwar für sich Alles aufzehren, doch jedem blinden und blindmachenden Regimente als willkommene Helferhelfer erscheinen.

Das Alles soll ein Ende haben! Du sollst über Männer herrschen, nicht über Sklaven gebieten.

Nenne es nicht lächerlichen Troß, nicht widerspenstige Empörung, womit wir Dir entgegen-treten. Du darfst Dich nicht als der Zuchtmeister naseweiser Schulungen betrachten, was eben so wenig Dir wie der Menschheit zur Ehre gereichte. Du sollst die höchste Instanz des Rathes mündiger Männer sein, der Focus, in welchen alle Strahlen ihrer Erkenntniß zu einem Lichte zusammenfließen.

Du schmälertest Deine Macht nicht, wenn Du gerechte Ansprüche, menschen- und natur-rechtliche Forderungen erfüllst. Doch Verachtung und Fluch ladest Du auf Dich, wenn Du die Macht, die Dir gegeben, zu erfüllen, mißbrauchst, um zu versagen.

Es heißt: des Menschen Wille ist sein Himmelreich. — Der Wille eines Fürsten muß das Himmelreich seines Volkes sein. Er darf nichts wollen, wodurch er nicht den Seinen einen Himmel auf Erden bereitet.

Du findest ein großes Vorbild. Strebe Ihm nach!

Höre durch ganz Italien ein Jauchzen: Evviva Pio nono! Sieh, wie sich dort im erwachenden Volksbewußtsein der Reiche mit dem Armen, der Adelige mit dem Tagelöhner in schöner Brüderschaft vereinigt, wie der große Papst die alleinseligmachende Kirche wirklich in's Leben gerufen hat: die Gleichheit in der Liebe, die Götlichkeit des freien Selbst-

bewußtseins, die Autokratie eines jeden Menschengewisses

Hat der große Papst, der heilige Vater seines Volkes, etwa dadurch seine Macht verringert, daß er die Volksmacht erhob?

Hat je ein Thron fester gestanden, als der päpstliche Stuhl?

Hat je ein Gebieter mehr Ergebenheit, freudigern Gehorsam gefunden, als Pio nono, da er dem Volke seinen Willen gegeben, und dieser freie Wille nun Ihm unerschütterlich ergeben ist? —

Ist es nicht, als ob in dem Jubelrufe: Pio nono! das D! D! D! — wie die Freude des Dankes und der Dank der Freude, als Gebet zum Himmel sich hinauswirbelte für den neunten Pius!

Wie disharmonisch klingt diesem D! D! D! gegenüber das Weh! Weh! Weh! geknickter Hoffnungen, geknuteter Gedanken, geknebelter Rechte in asiatischen Satrapenländern!

Nimm Dir, junges Jahr, ein Beispiel daran, und sei verständig und gut.

Von Salomo sagte man: er sei fromm und weise gewesen. Diese Eigenschaften aber sind erspriesslicher für den Ruhm des Fürsten, als für das Heil des Volkes.

Du hast so viel zu arbeiten, daß Dir zum Beten keine Zeit bleibt. Arbeite, als Fürst, so, daß Dich Dein Volk anbetet, und Du stehst in fortwährendem Gebete vor Gott, Dein Volk betet für Dich!

Was nützt es, wenn Du durch weise Aussprüche ergößest, aber nicht gut genug bist, um Jeden Dir gegenüber sich aussprechen zu lassen, nicht verständig genug, um seine Worte zu erwägen?! —

Junges Jahr, Du bist der mächtigste, der erste Fürst, denn auf Dich blicken alle Völker der Erde!

Dein Vorgänger war ein frömmelnder Tyrann, der größte Fluch in der Herrscher-Reihe der Jahre: Er zertrat die Menschheit und war frech genug, ihr vorreden zu wollen: Er liebe sie, er thue Alles nur zu ihrem Heile! —

So vernimm Du denn, was wir, von der Bernunft Gnaden, Menschheit, nach reiflicher Ueberlegung Dir gebieten:

Du brauchst Dich nicht zu schämen, als Einzelner der Einsicht des Ganzen zu gehorchen.

Schande ist es nur, wenn sich das Ganze der Dummheit eines Einzelnen beugt. Selbst die ohnmächtigsten Geschöpfe, geschweige denn die mächtigsten, wollen es nicht einsehen, daß in dem vernünftigen Nachgeben der edelste Gebrauch des freien Willens liegt; daß die Fesseln viel schmähtlicher sind, die der Eigensinn diesem anlegt, als die Grenzen, in welche ihn der Sieg fremder Rechte zurückweist.

Vergiß nie, daß Du ein Sonnen-Jahr! Drum möge Deine Regierungszeit nach Tagen gezählt werden, nicht nach Nächten!

Kein Armer soll sich die Sonne in den Magen scheinen lassen! Die Sonne scheine in den Magen des Reichen, daß er sich seiner Ueberfüllung schäme, und in das Herz des Armen, damit das sonnenhelle Herz die Noth vergessen mache!

Laß Deine Stürme an allen Ketten und Schlössern toben und sie sprengen, durch welche die Unschuld und die Freiheit verschmachten. Dann werden die Stürme keine Zeit haben, die Saaten zu zerstören, keine Zeit haben, die Schneemassen herunterzureißen auf die Hütten der Landleute, keine Zeit haben, die Schiffe zu zertrümmern.

Du hast einen Tag mehr, als Deine Ahnen. Zeichne Dich dadurch vor allen Gebietern aus, die zu viel Nacht bringen!

Sei dem Lehrstand und dem Nährstand so lichtpendend, so segnenreich, daß der Wehrstand unnütz und in jene beiden aufgelöst wird.

Laß den Lehrstand die Saat des Friedens ausstreuen, und gib der Saat des Nährstandes den Frieden des Gedeihens.

Gieb dem Lehrstand die Waffen der Wahrheit; den Nährstand schütze das Schwert der Gerechtigkeit.

Der Lehrstand sei der Wehrstand gegen Lüge, Knechtschaft und Haß; der Nährstand sei der Wehrstand gegen Noth und Neid, daß Jeder satt und nicht nach fremdem Gute lüstern werde. Dann sind Lehr- und Nährstand ihr eigener Wehrstand.

Du regierst durch zwölf himmlische Zeichen:

Der Löwe war bisher die unbeschränkte Gewalt des Jahres. Er schüttelt die Mähne, und die Thiere des Waldes strecken die Glieder und

legen sich demüthig nieder. Aber der Widder, der Stier und der Steinbock zeigen ihre Hörner. Diese sind dem muthigen Thier aus dem Kopfe gewachsen. Wer sein Haupt stark fühlt und mit Muth seine Stirn zeigen kann, gilt im Volke. Laß diese drei Vertheidiger des Volkes Deine treuen Leibwächter sein, die nicht das Volk der andern Thiere von Dir fern halten, sondern nur dem Krebs keine Annäherung an Deinen Thron gestatten, der mit seinen Scheeren die Gedanken abschneiden, sich zum Minister aufschwingen will, um als solcher Alles zurückzuführen in die Nacht des blinden Glaubens. Laß auch durch Deine Leibwache fern von Dir halten den Scorpion, der Gift in das Herz des Volkes gießt, den Scorpion, in welchem der Spion verborgen, der Mißtrauen bringt zwischen Herrscher und Beherrschte. Halte die Waage stets an Deiner Seite, ihre Zunge sei Dein Zeypter. Er wird die rechte Mitte halten und hoch aufgerichtet stehen, wenn Du auf die eine Schaale die Wahrheit legst, und Deine Unterthanen die Liebe auf die andere. — Der Wassermann sammle jede Thräne, die im Stillen geweint wird, und bringe sie vor Deinen Thron. Zum Danke wird er Dir dann auch die Freudenthränen bringen, die der geheilte Schmerz, das erlöste Elend Dir weint. Laß den Schützen in das Schwarze treffen und es herauschießen. Schwarz sind die Nacht, die Lüge und das Unrecht. Dein Wohl und das Wohl des Volkes seien Zwillinge, so eins dem andern gleich, daß Du sie nie von einander unterscheidest. Bringe es dahin, daß Allen so wohl werde, wie Fischen im Wasser; wolle aber nicht nur Fische zu Unterthanen haben, die stumm seien. Die unausgesprochenen Wünsche und Klagen sammeln sich dann wie Gewitterwolken um die Herzen; sie brechen plötzlich los und bringen die Sündfluth der Revolution hervor.

Verehere Dein Volk, gleich der Jungfrau. Sie giebt nur die reine Liebe, die aber nimmer endet. Verführst Du das Volk durch Schmeicheltworte oder durch Zwang zu der Liebe, die Alles opfert, dann ist der reine Sinn hin, und wenn Du Alles genommen, wenn Du Dein Volk zum Falle gebracht, dann verwandelst sich die Jungfrau zur Megäre, zum fluchenden Weibe, das Du

wohl tödten kannst; aber dann stört es nicht nur Deine wachen Stunden, sondern foltert Dich auch noch als Gespenst in Deinen Träumen.

Du rühmst Dich, daß Du die Sonne scheinen lässest über Böse wie über Gute. Diese Unparteilichkeit hast Du vor irdischer Gewalt voraus. Diese läßt höchstens ihre Sonne auf diejenigen scheinen, die für sie gut sind, und dies sind in der Regel die Bösen gegen die übrige Menschheit. Aber Du hast auch bei Deinen Ungewittern keinen Unterschied zwischen Bösen und Guten. Du zerschmetterst den Einen wie den Andern, zerstörst Beider Saaten und Hoffnungen, tödest Beiden, was ihnen das Liebste, wobei Deine Herzlosigkeit härter gegen den Guten, als gegen den Bösen, weil jener mehr liebt, und daher über den Verlust des Geliebten gewaltigern Schmerz empfindet. Darin gleichst Du ganz der irdischen Gewalt. Diese sagt: Ich will das Böse austrotten, da ich aber die Bösen nicht von den Guten zu sondern weiß, so schlage ich darauf los und vernichte Alle, dann bin ich gewiß, daß die Bösen fort sind. Dabei geht freilich die Welt unter, aber es geschieht doch Gerechtigkeit nach dem Codex, den die Gewalt sich aufgestellt, und es heißt: *Fiat justitia, pereat mundus*; zu Deutsch: Wenn auch die Parteien an den Bettelstab kommen, die Advocaten und der Fiscus müssen doch ihre Sporteln haben.

Behüte daher die Welt vor der Gerechtigkeit! Es giebt nur eine allgemein wohlthuende, segenspendende Gerechtigkeit, das ist die Gerechtigkeit der Religion der Liebe. Diese besteht nicht darin, daß die Menschen gegen einander ihr Recht suchen, ihr Recht behaupten, sondern daß Einer dem Andern sein Recht giebt. So paradox es klingt, so wahr ist es: Nur wenn die Menschen anfangen werden, Einer dem Andern das Seine zu geben, wird das Eigenthum eines Jeden unverlegbar gesichert sein. — — —

Für Dich ist dieser Satz in der Paraphrase aufgestellt: Derjenige ist der mächtigste Herrscher, der sich ganz in die Gewalt seines Volkes geben kann.

Unter Deinem Vorgänger sind zwei Mittel erfunden worden, dem Menschen das Fleisch vom Leibe wegzuschneiden, ja ihm seine Knochen zu

nehmen, ohne daß er Schmerzen davon hat, ohne daß er es merkt. Die beiden Mittel sind: Schwefeläther und Chloroform. Daß die Steuercommissionen den Erfindern dieser Mittel noch keine Belohnungen ausgesetzt, zeugt von einer Undankbarkeit über alle Beschreibung.

Wüßten unter Deiner Herrschaft eben so wirksame Mittel erfunden werden, wodurch man zum schmerzlosen Geben berauschen kann. Alle Volksvertreter und Landtagsdeputirte werden die Erfinder sicher nicht mit Unbank belohnen.

Somit haben Wir Dir Unsere Willensmeinung kundgegeben und sind Dir vorläufig in Gnaden gewogen. Sorge, daß Wir es Dir bleiben und Dich niemals Unser Fluch, Unsere Verachtung treffe, die alle bezahlten Historiographen nicht wegwaschen.

Die souveräne Menschheit.

Die Dilettantin.

Eine Novelle von Caroline von Göhren.

Glauben Sie wohl, daß das Mädchen Talent zur Musik hat? fragte die Baronin Bodemer den Lehrer, als ihre kleine Tochter Ina nach beendeter Singstunde mit großen Sägen aus dem Zimmer sprang. — Während der ganzen Stunde stand sie hölzern und kalt wie eine Statue da, so wild und unbändig sie jetzt auch springt; ich fürchte sehr, Ihre Mühe wird verloren sein!

Das fürchte ich nicht, Frau Baronin, — sagte lächelnd der Lehrer — die Kleine wird mehr in der Musik leisten, als Ihre älteren Fräulein Töchter. Es ist Feuer und Leben in dem Kinde, und wenn gleich sie manchmal theilnahmlos erscheint, so fühlt sie doch schon die Schönheiten der Musik. Die Statue wird Leben bekommen, denn unter dem Marmor schlägt ein warmes Herz. Ist erfreut es mich, wenn sie, während ich die älteren Fräuleins unterrichte, so still dasitzt und aufmerksam zuhört, und dann bei einer schönen Stelle, welche die Schwestern unbeachtet lassen, freudig ausruft: Ach, das war recht schön! und nachher diese Stelle, auch wohl manchmal das ganze Lied

trällert. Schade, daß ihre zu große Jugend nicht erlaubt, ihr ordentlichen Unterricht zu geben, doch werde ich mich sehr gern von Zeit zu Zeit mit ihr beschäftigen, und die Unlust, die ihr heute das bloße Probiren der Scala kostete, wird schwinden, sobald sie ein Liedchen singen wird.

Dankbar nahm Frau von Bodemer das Erbieten des Lehrers an, indem sie noch hinzufügte, daß man im nächsten Winter vielleicht einen ge- regelteren Unterricht beginnen könne.

Es war aber der Familie nicht vergönnt, den nächsten Winter wieder in die Residenz zu kommen. Der Krieg von 1806 brach aus, und da die Güter des Barons dem Kriegsschauplatz nahe lagen, so hatte er von Durchmärschen und theilweiser Plünderung so viel zu leiden, daß eine weise Sparsamkeit ihm zur Pflicht wurde. Noch eine andere Ursache fesselte ihn und seine Familie aber für den nächsten Winter an die Heimath. Als in der Schlacht von Auerstädt mehre preussische Cavalerie-Regimenter ohne Schwertschlag das Schlachtfeld verließen, sprengte ein junger Rittmeister vor die Front seines Regiments und rief: Kameraden, unser Oberst hat uns verlassen, Krankheit macht es ihm unmöglich, Euch zu führen; allein dort steht der Feind, und wir sind Preussen; wer es mit seinem König redlich meint, der folge mir! — Mit diesen Worten drückte er seinem Pferde die Sporen in die Seiten und sprengte von einem Theile des Regiments begleitet gegen die feindliche Kolonne. Plötzlich öffneten sich nach beiden Seiten die dicht geschlossenen Reihen und die Reiter wurden dem mörderischen Feuer einer bis dahin versteckten Batterie preisgegeben. Im Nu deckten die Leichen der Braven das Feld, und nur der Rittmeister rettete sich, wenn gleich verwundet, zu einem andern Regiment, bei dem er sich anschloß und der Schlacht beiwohnte, bis er erschöpft und ohnmächtig vom Pferde sank. Mit- leidig trugen ihn die Soldaten in das nächste Dorf, und legten ihn, da im Hause Alles ausgeplündert war, im Stall auf die Streu. Als er nach mehren Stunden wieder zum Bewußtsein kam, versuchte er zu rufen, aber kein Laut beantwortete seinen Ruf. Die Bauern hatten sich mit dem Vieh und ihrer sonstigen geringen Habe in die Wälder geflüchtet, und das Dorf stand leer,

es regte sich nichts, und nur von fern her hörte man den Donner der Schlacht. Doch bald wälzte sich das ferne Getöse näher und näher, der Rittmeister hörte Stimmen, Pferdegetrappel, rollende Wagen und wildes Geschrei, die Schlacht war verloren und der Rückzug stürmte durch das Dorf. Von nun an wurde die Lage des Verwundeten mit jedem Augenblicke schrecklicher, die Soldaten durchsuchten mit ängstlicher Hast alle Winkel nach Nahrung, und Freund und Feind nahm von dem Verwundeten, was er in der Eile erfassen konnte. Schon war Mantel, Säbel, Tzschako und Dolman fort, als ein französischer Unteroffizier in den Stall trat. — Du wirst es nicht lange mehr machen, — sagte er, als er den Verwundeten eine Weile betrachtet hatte, in gebrochenem Deutsch — und genommen haben sie Dir auch Alles, hast Du denn nichts mehr mir zu geben? Sterben mußt Du ja doch.

Kamerad — sagte der Rittmeister — ich habe meine Uhr noch, ich habe sie tief unter den Kleidern versteckt, nimm die.

Der Franzose nahm die Uhr, sie war von Gold und sehr schön gearbeitet, er betrachtete sie eine Zeit lang. Psui! — rief er dann — wer den sterbenden Kameraden bestehlen würde! Sieh, — sagte er zu dem Rittmeister — dort ist ein loofterer Stein in der Mauer, da lege ich Deine Uhr hinein, dort findet sie Niemand; kommst Du davon, so weist Du sie zu finden.

Mit diesen Worten verbarg er die Uhr hinter dem Stein, winkte dem Blessirten mit der Hand und eilte hinaus.

Als gegen Abend das Getümmel nachgelassen hatte, wagten sich einige Bauern wieder in das Dorf. Sie fanden den Rittmeister, durch Hunger und starken Blutverlust ermattet, ohne Besinnung, doch da sie merkten, daß das Leben noch nicht ganz entflohen war, stößten sie ihm einige Tropfen Brantwein ein und verbanden seine Wunden, so gut es ging, mit ihren Halstüchern. Was aber war nun zu beginnen? Den Blessirten in dieser hülflosen Lage zu lassen, war unmöglich, und doch war im ganzen Dorfe nichts, wodurch man dem Leidenden nur einige Erleichterung hätte verschaffen können.

Wir wollen nach S. auf das Schloß des Ba-

rons gehen, er wird schon Rath schaffen, — sagte ein alter Bauer — das Gut liegt abseits von der Straße, dorthin wird der wilde Schwarm nicht gekommen sein, und der Baron ist ein menschenfreundlicher Mann.

Ina war eben ganz allein mit ihrer alten Gouvernante im Schloß, als die Bauern ankamen und um Hülfe und Beistand für einen schwer verwundeten preussischen Offizier baten. Der Baron war als Etappen-Commissair viel abwesend, und die Baronin mit den beiden ältesten Töchtern noch nicht von einer Reise zurückgekehrt, die sie, nicht ahnend, daß die Fackel des Kriegs so ganz in ihrer Nähe auslodern würde, schon vor mehreren Wochen unternommen hatte. Schnell gefaßt, ertheilte Ina ihre Befehle, da die Gouvernante, der deutschen Sprache nicht mächtig, sich den Leuten nicht verständlich machen konnte, und Alle folgten willig ihren Anordnungen. Sie schickte die Knechte mit einer Trage in das Dorf und einen reitenden Boten nach der Stadt, um den Arzt zu holen, und als der Baron gegen Morgen von seinem mühseligen Geschäfte heimkehrte, fand er den Verwundeten verbunden und verpflegt in einem leisen Schlummer gesunken. Nur mit Mühe gelang es den Ärzten, den Rittmeister dem Leben wieder zu geben, und als er nach neun Monaten das gastliche Dach des Bodemer'schen Hauses verließ, war der von zwei Kugeln zerquetschte Fuß bedeutend kürzer geblieben. Mit der äußersten Sorgfalt hatte die ganze Familie den Kranken gepflegt, Tage lang hatten die Baronin und ihre Töchter ihm vorgelesen, und als er nun zum ersten Mal, auf Herrn von Bodemer und einen alten treuen Diener gestützt, hinunter in den Garten ging, da empfing ihn allgemeiner Jubel, und Blumen schmückten den Weg, den der Genesene noch mit schwankendem Schritt betrat. Besonders eifrig hatte sich Julie, die älteste Tochter des Barons, der Pflege des Kranken angenommen, und die Augen des schönen jungen Mannes schienen ein wärmeres Gefühl, als das der bloßen Dankbarkeit, auszusprechen. Oft wenn Geschäfte den Baron vom Hause riefen und Unwohlsein die Baronin an ihr Zimmer fesselte, führte Julie, nur von Ina begleitet, den Kranken in's Freie, der dann, auf ihren Arm gestützt, so

weite Spaziergänge unternahm, daß man auf die Vermuthung kommen konnte, er bedürfe der Stütze nicht mehr, und nicht Schwäche veranlasse ihn, den Beistand der lieblichen Pflegerin in Anspruch zu nehmen. Unter allerlei Vorwand suchte er dann wohl die elfjährige Ina zu entfernen, die bereitwillig jede Gelegenheit ergriff, aus der Nähe des ihr unheimlichen Mannes zu kommen. Gleich nach der Ankunft des Rittmeisters hatte ein bängliches Gefühl sich des Kindes bemächtigt und es ihr unmöglich gemacht, die freundschaftlichen Gesinnungen ihrer Verwandten zu theilen, und oft hatte der Vater sie scherzend gefragt, was sie denn eigentlich gegen den so liebenswürdigen und freundlichen Mann habe?

Ich weiß es nicht, Papa, — antwortete sie dann wohl schüchtern — allein mir ist bang in seiner Nähe.

Seit der Rittmeister das Bette verlassen, hatte er oft an einen Freund geschrieben, von dem er mit großer Sehnsucht, aber stets vergebens, einer Antwort entgegen sah. Der Lauf der Posten war noch, entweder ganz unterbrochen, oder doch sehr unordentlich, und um einen Boten zu senden, war die Entfernung zu groß. So mußte der Rittmeister seiner Ungeduld Grenzen setzen, doch schien ihm jeder ankommende Brief eine nicht zu verbergende Unruhe zu veranlassen.

Einst, als die Familie im Garten versammelt war, trat der Baron, ein Zeitungsblatt in der Hand, mit ernstem Gesicht in den Kreis.

Die Frau des Rittmeisters von K. vom ***schen Cavalerie-Regiment — sagte er mit starker Betonung — fordert hier alle Civil- und Militärbehörden auf, ihr Nachricht von ihrem Gatten zukommen zu lassen, der seit der Schlacht von Auerstädt verschwunden sei. Sie haben uns nicht mitgetheilt, daß Sie verheirathet sind, Herr Rittmeister, — fügte er mit strengem Blick gegen Herrn von K. gewendet hinzu.

Ich glaubte es gleich in den ersten Tagen gesagt zu haben, — erwiederte der Rittmeister, während eine glühende Röthe sein Gesicht bedeckte — und begreife wirklich nicht, wie meine Frau noch immer ohne Nachricht sein kann, da ich schon mehrere Male Briefe an sie durch meinen Freund gesendet habe.

Sie hätten vielleicht besser gethan, unter der Adresse Ihrer Frau Gemahlin zu schreiben, — sagte finster der Baron.

Vergebens hatte Julie während dieses Gesprächs nach Fassung gerungen, Leichenblässe bedeckte ihr Gesicht, und unvermögend, ihre Thränen zurückzuhalten, verließ sie mit wankenden Schritten den Garten.

Herr Rittmeister, — hob der Baron nach einer Pause wieder an, nachdem sein Auge nachdenklich der Tochter gefolgt war — Ihre Gesundheit scheint mir hergestellt, es würde unrecht sein, wollte ich Sie daran verhindern, Ihre heiligsten Pflichten zu erfüllen. Ihre Frau Gemahlin schwebt Ihrem Weg in banger Besorgniß, der Gang der Posten ist noch unsicher, deshalb wird morgen mit dem Frühesten mein Wagen bis zur nächsten Stadt zu ihrer Disposition sein.

Am anderen Morgen reiste der Rittmeister ab, und bald enthielten die öffentlichen Blätter eine prunkende Dankfagung, die den Baron mehr verletzte als erfreute.

Eine drückende Atmosphäre schien seitdem auf Schloß S. zu lasten. Juliens Wangen waren bleich und ein tiefer Kummer war über das liebevolle Gesicht gebreitet. Schonend schwiegen die Eltern, aber oft ruhte das Auge des Barons mit einem eigenen düstern Ausdruck auf der bleichen, schweigsamen Tochter, und seine Hand ballte sich dann wohl unwillkürlich. Aengstlich erwartete Jeder den Ausbruch des Sturms, den zu verhindern man sich das Wort gegeben zu haben schien. In Ina's kindlichem Gemüth rief die allgemeine, sich nur zu deutlich aussprechende Verstimmung einen Miston hervor, der sich nicht harmonisch auflösen wollte. In der Stille des Landlebens ganz auf sich selbst gewiesen, da ihre viel älteren Schwestern ihr nicht Gespielinnen sein konnten, nahm Ina's Charakter früh eine ernste Richtung, sie war schüchtern und zurückhaltend, ihre Züge trugen das Gepräge dieser Verslossenheit, was ihr einen Anstrich von Kälte und Gleichgültigkeit gab, der mit den Jahren zunahm und die Veranlassung zu mancher Kränkung, zu manchem bitterm Schmerz für sie wurde. Oft sehnte sich ihr Herz nach Mittheilung und klopfte schmerzhaft in ihrer Brust, aber die durch das viele Alleinsein

ihr eigen gewordene Schüchternheit band ihre Zunge, und sie mußte Vorwürfe über Kälte und zurückstoßendes Wesen hören, während ihr Herz überströmte von heißen, innigen Gefühlen und sie die Welt hätte an ihre Brust drücken mögen. Wie oft beneidete sie andere junge Mädchen, die leicht und ohne Scheu sich aussprachen, während ihre Zunge in Gesellschaft wie gefesselt war und sie kaum wagte, im engen Familienkreise die Gefühle ihres Herzens laut werden zu lassen. Nur in Tönen vermochte sie auszudrücken, was von Schmerz und Lust in ihr lebte, und so ward die Musik ihre Freundin und Vertraute. Sorgfältig übte sie die kleinen Lieder, die sie in Berlin erlernt hatte, und studirte mit grenzenloser Geduld Sonaten von Pleyel und Clementi, wobei ihr der Cantor des nächsten Dorfes behülflich war, denn eigentlichen Unterricht zu geben war der Mann, der nur nothdürftig einen Choral auf der Orgel spielte, nicht im Stande.

Der Baron Bodemer war ein rechtlicher aber strenger Mann. Er konnte es nicht verschmerzen, daß ihm kein Sohn geboren war, und seinen Töchtern gelang es nicht, seine Liebe zu gewinnen. Bei Ina's Geburt hatte er fast mit Gewißheit auf einen Sohn gehofft, und die abermalige Täuschung hatte ihm beinahe Widerwillen gegen das arme Kind eingeflößt. Nur mit scheuer Furcht näherte sich die Kleine, dies wohl fühlend, dem Vater, und mit zitternder Stimme antwortete sie gewiß stets das Verkehrte, wenn er ja einmal das Wort an sie richtete. Mit desto innigerer Liebe hing sie der Mutter an, deren liebendes Herz der Vereinsamen die einzige Freistätte bot. Die Baronin von Bodemer war eine von den seltenen Frauen, die mit scharfem Verstande und einer richtigen Urtheilskraft ein weiches, tiefführendes Herz verbinden. In ihrer Ehe nicht glücklich, wußte sie vor der Welt und vor ihren Kindern diese wunde Stelle ihres Herzens sorgsam zu verschleiern, und war stets bemüht, die Achtung und Liebe für den Vater in der Seele der Kinder zu wecken und zu erhalten. Mit tiefer Betrübniß sah sie, wie fern, trotz ihrer Bemühungen, die arme Ina dem Vater stand, und mit doppelter Liebe und Güte nahm sie das verlassene Kind an ihre Brust, damit ihr durch die Liebe der Mutter Ersatz würde für die

freudlose, einsam durchlebte Jugend und für die Gleichgültigkeit des Vaters.

Herr von Bodemer liebte leidenschaftlich Musik und hatte sie früher mit Erfolg getrieben, bis ein Sturz vom Pferde ihm den rechten Arm lähmte und ihn zwang, diesem seinen Lieblingsstudium zu entsagen. Wenn Ina eifrig ügend am Flügel saß, hatte sie sich manchmal seines Lächelns zu erfreuen, und als mit den Jahren ihre Stimme sich immer schöner entfaltete, fanden die Vorstellungen der Mutter, Ina zu ihrer fernern Ausbildung auf einige Jahre zu einer Verwandten in die Stadt zu geben, geneigtes Gehör.

Ich muß mich auf einige Zeit von Dir trennen, mein theures Kind, — sagte eines Abends die Baronin, als sie und Ina ihr gemeinschaftliches Schlafzimmer betraten — es ist immer ein großer Schmerz für mich gewesen, Dich so ohne allen Unterricht aufwachsen zu sehen. Du bist jetzt vierzehn Jahre, und der gute Vater hat eingewilligt, daß Du zur Tante nach M. kommst, um Unterricht in der Musik und im Zeichnen, sowie im Französischen zu bekommen.

Ina starrte die Mutter sprachlos an, endlich fragte sie zitternd: Und ohne Dich soll ich gehen, Mama?

Mein liebes Herz, — sagte die Baronin, indem sie die blassen Wangen der Kleinen streichelte — wollte ich mit Dir gehen, würde der Kostenaufwand zu groß sein, Du weißt, wir haben durch den Krieg so viel gelitten. Die Tante hat versprochen, uns zum Herbst zu besuchen, und Dich dann mit nach M. zu nehmen, und ich bin überzeugt, meine Ina wird den Wunsch der Mutter erfüllen.

Gewiß, Mama, — sagte Ina, indem sie gewaltsam ihre Thränen zurückdrängte und die Hand der Mutter an ihre Lippen drückte.

Zum Anfang des Winters verließ Ina das elterliche Haus. Mit heißen Thränen schied sie von der geliebten Mutter, mit ängstlicher Bangigkeit vom Vater, der ihr noch eine Menge strenger Regeln und Ermahnungen mit auf den Weg gab. Demüthig versprach Ina, Alles pünktlich zu befolgen, und war froh, als die Thüre seines Zimmers hinter ihr zufließ und sie sich noch einmal in die Arme der Mutter stürzen konnte.

Gott segne und behüte Dich, geliebtes Kind, — sagte die Baronin, indem sie ihre Hand auf die Stirn der Tochter legte — und führe Dich mir zurück, wie ich Dich jetzt von mir lasse!

Dann drängte sie die Weinende sanft von sich, winkte noch einmal mit der Hand und der Wagen rollte fort.

Die Zeit, welche nun folgte, war ganz dem Studium der schönen Künste gewidmet. Von guten Meistern geleitet, machte Ina schnelle, überraschende Fortschritte, und als nach zwei Jahren sich ihr das elterliche Haus wieder öffnete, war der Baron hoch erfreut über das Talent der Tochter. Von nun an strebte seine Eitelkeit, diesem Talent allgemeine Anerkennung zu verschaffen, und Ina mußte sich seinem Willen fügen, wenn gleich ihrem stillen Sinne alles Hervortreten widerstrebte.

Die Familie brachte im Winter jetzt gewöhnlich einige Monate in einer nahe gelegenen Stadt zu, wo mehre adelige Familien wohnten und wo der Landadel sich oft zu Bällen und Concerten versammelte. Kaum war die Kunde von Ina's ungewöhnlichem musikalischen Talent erschollen, als die Unternehmer der Concerte sich einstellten und den Baron baten, seine Tochter zu vermögen, in dem nächsten Concert zu singen. Höchst erfreut sagte Herr von Bodemer sogleich zu, und war nicht dahin zu bewegen, sein Wort zurückzunehmen, so dringend die sechszehnjährige Ina ihn auch bat, sie doch nicht der Dessenlichkeit so Preis zu geben.

Daß Du nicht zitterst, — sagte am Abend des Concerts der strenge Vater mit drohend aufgehobenem Finger, als Ina vor ihm stand, um ihre Toilette zu zeigen. Denn wenn gleich der Baron kein großes Interesse für seine Tochter hatte, so mußten sie doch stets, ehe sie in Gesellschaft gingen, zu ihm in's Zimmer kommen, wo er dann ihren Anzug auf's genaueste musterte.

Meine Stimme soll nicht beben, Papa, ich verspreche es Dir! — erwiderte Ina ruhig, und man fuhr ab.

(Fortsetzung folgt.)

O Ehemänner!

Vergiß nie, daß die Frauen mehr Zeit haben unglücklich zu sein, als wir Männer.

Es gab eine Zeit, wo ich glaubte, es hätte mich kein größeres Unglück treffen können, als wenn ich Weib geworden wäre. Das glaub' ich heut' nicht mehr. Die Weiber sind entweder glücklicher oder unglücklicher als wir Männer, sie sind reicher an Freuden und Schmerzen, empfänglicher für Leid und Lust.

Ein Band, ein Kleid, ein Lied, eine Blume, ein Kanarienvogel, tausend Kleinigkeiten, die wenig kosten, und häufig wiederkehren, können ihnen gar herzliche Freude machen, während wir Männer Jagden und Bibliotheken, Pferde und Gastmähler, also viel Geld und Zeit, und zuweilen auch ein Stück Gesundheit verbrauchen, um einmal froh zu sein.

Aber auch mit edleren Freuden ist das Weib reichlicher ausgestattet als wir. Die heiligen Freuden der Mutter, die stillen Segnungen des Wohlthuns, die freundliche Gestaltung ihres Hauswesens und ihrer näheren Umgebung, Alles empfindet sie tiefer, und kann es öfter und ungestörter sich bereiten, als der Mann, den sein ernster, oft abspannender Beruf, seine ganze Bildung, die mehr auf Kopf als auf Herz berechnet ist, davon zurückhalten, oder ihm die Empfänglichkeit dafür nehmen.

Mehr aber als durch alles das, wird des Weibes Glück dadurch erhöht, und ihr Schmerz dadurch gestachelt, daß sie mehr Zeit hat, glücklich und unglücklich zu sein.

In der Regel erfordert des Mannes Beruf seine ganze ungestörte Geistesthätigkeit. Er kann, wenn er seiner Pflicht Genüge leisten will, nichts anderes denken und sinnen, als die Arbeit, die ihn beschäftigt; es sei ein Kanzelvortrag oder ein Bauanschlag, eine Rechnungslegung oder ein Urtheilsspruch, eine Correspondenz oder eine Lehrstunde, eine neue Maschine oder eine Vermessung.

Das Weib aber, sie mag wiegen oder waschen, kochen oder fehen, streppen oder sticken, plätten oder putzen, immer bleibt ihr Zeit zum Sinnen und Denken, immer kann sie ihr Geschäft mit stil-

lem Weinen oder frohen Erinnerungen und Hoffnungen vollbringen.

Daß ihr Männer doch öfter daran dächtet, wie die ganze Zeit der Frauen ihrem Schmerz gehört; wie höchstens augenblickliche Störungen, ein Besuch, der aber gar oft aus Ungeschick oder Absicht das schmerzliche Thema berührt, oder ein schreiendes Kind, das aber gar oft an den abwesenden harten oder leichtsinnigen Vater erinnert — wie alles das nur auf kurze Zeit das Sehnen und die Trauer unterbricht, um sie dann mit doppelter Gewalt wiederkehren zu lassen.

Dieses Zeithaben zum Schmerz hat manchen Stachel in des Weibes Brust gesenkt, von dem der Mann keine Ahnung hatte, hat manches sonst glückliche Eheband immer loser gemacht, und wenn nicht äußerlich, doch, was noch schlimmer ist, innerlich gelöst, hat namentlich in der Zeit des Mutterwerdens oft den Keim gelegt für das Siechthum an Leib und Seele der Mutter und des Kindes.

Der Mann hat früh eine Zwistigkeit mit der Frau; Recht oder Unrecht sei auf welcher Seite es wolle. Er sagt ihr ein hartes verlegendes Wort und geht. Sein Beruf läßt ihn bald nicht mehr an das Vorgefallene denken; darin liegt kein Vorwurf für ihn, denn je pflichtgetreuer er seinem Berufe lebt, um so mehr gehören ihm alle Gedanken in den Amtsstunden. Das Weib aber sitzt zu Haus und lebt alle vergangenen glücklichen Stunden, alle schönen Träume des Brautstandes durch. Unwillkürlich vergleicht sie Vergangenheit und Gegenwart, unwillkürlich tritt ihr vielleicht eine Warnung der Freundin oder Mutter, eine Vergleichung einer andern Ehe, die sie kennt, oder die auch ihr offen stand, vor die Seele, und das bittere Wort dringt immer tiefer in das wunde Herz.

Es war vielleicht das erste bittere Wort, das er ihr sagte, ihr bleibt die Hoffnung, daß es ihm selbst weh thut, daß er durch herzliche Freundlichkeit es gut macht. Sie will ihm so gern helfen, sie will ihm zeigen, daß sie sein gutes Weib ist, sie kocht ihm sein Lieblingsgericht oder kleidet sich in sein Lieblingskleid, und empfängt ihn, wenn auch noch mit Wunden, aber doch innig liebendem Herzen. Der Mann aber bemerkt es

nicht, Merger in der Session oder an der Börse, auf dem Bauplatz oder im Atelier haben ihn verstimmt, er ist verdrüsslich und weist ihre Annäherung kalt zurück. Da erkaltet ihre mühsam errungene Wärme, und der heiße Schmerz wird ein bitterer.

Vielleicht aber war ihr Leid größer als ihre Kraft; vielleicht brachte sie die eine Hälfte des Vormittags mit Weinen, die andere Hälfte mit trüben Gedanken und Zweifeln an der Liebe ihres Mannes hin. Ein mildes Wort könnte sie zerstreuen; aber der Mann kommt lustig mit ein paar muntern Freunden nach Hause; das Geschäft ist gut gegangen, er will fröhlich sein. Daß er zu Hause eine weinende Frau hat, weiß er nicht mehr, und wird unmuthig, daß sie seine Freude stört, und läßt es sie merken in Gegenwart der Männer, oder geht wohl gar mit ihnen in ein Weinhaus und läßt die Frau wieder allein, allein mit dem tieferschmerzlichen Gefühl, einen gefühllosen Mann zu haben; und doch thut sie ihm Unrecht, er dachte nur nicht daran, daß ihre ganze Zeit dem Schmerz gehörte.

„Aber“, wird mir der Mann einwenden, „warum bedenkt sie nicht, daß ich noch Anderes zu thun habe, als an häusliche Zwistigkeiten zu denken!“

Du hast Recht, Lieber; aber eben diese Empfänglichkeit für deine Härte giebt ihr auch das tiefere Gefühl für deine Liebe, und du kannst des Einen dich nicht freuen, ohne das Andere zu schonen. Darum mach' es dir zum Gesetz, nie in Härte und Heftigkeit von deiner Frau zu scheiden; die Partie ist zu ungleich: du hast eine unangenehme Minute, sie viel unangenehme Stunden. Bist du aber einmal so geschieden, so sag' ihr bei der Wiederkehr ein liebevolles Wort darüber, damit das Herz nicht einschrumpft und sich zurückzieht vor dir, und am Ende gar Andern sich öffnet, es sei einem Hausfreund oder einer Klatschschwester.

Denke aber auch, wenn du im Guten von ihr geschieden bist, an ihr Alleinsein mit dem Schmerz, und erspare ihr, wenn du irgend kannst, das bange aufreibende Harren und Aengstigen über dein Ausbleiben, es sei im Geschäft oder im Vergnügen. Ein Bote ist ja leicht gefunden, und

deines Weibes Angst ist ja doch wohl eine Zeile oder ein paar Groschen Botenlohn werth.

Denke, wenn du verreist bist, an ihr Alleinsein, wie das gute Weib keine andere Unterhaltung, keine andere Freude hat als dich, wie das Wiedersehen der Freudentag nach der langen Nacht der Trennung ist, wie jeder Brief ein Stückchen Wiedersehen ist, wie aber auch jeder Posttag, der einen Brief bringen könnte, und keinen bringt, zur Marterwoche wird. Darf sie nicht zweifeln an deiner Liebe, wenn es nur von dir abhängt, ihr Festtage statt Bußtage zu bereiten, und du dennoch aus Trägheit oder Leichtsinne der Geliebten das Leben vergiftest? O ich weiß es aus Erfahrung, wie bitter die Reue darüber ist, wie alle die Entschuldigungen, die man sich selbst macht, daß man nichts Erfreuliches zu schreiben hatte, dies oder jenes erst abwarten wollte, täglich zu reisen dachte, und was dergl. mehr ist, wie das Alles nicht schützt vor den Vorwürfen des eigenen Bewußtseins, die um so härter sind, je milder die Lieben sich zeigen.

Auch das Schwerste ist, schonend mitgetheilt, leichter zu tragen, als alle die traurigen Möglichkeiten, welche die Phantasie sich vormalt. Du hast nur einen Unfall erlebt, sie erlebt tausend für dich; du lebst noch, du liebst sie noch; sie zweifelt an Beidem, und wäre ja schon glücklich, wenn eine Zeile ihr sagte, daß sie mit Unrecht gezweifelt.

Sind es aber nur Befürchtungen, die du mitzutheilen hast, so verschweige sie lieber, schriftlich wie mündlich, oder zeige sie so mild, so schonend wie möglich, denn sie lebt die ganze Zeit in diesen qualvollen Befürchtungen. Ihre Phantasie ist lebendiger, erregbarer als deine; ihr Verstand, der im Augenblick dringender Gefahr oft wunderbare Stärke hat, zeigt ihr doch im Allgemeinen weniger Auswege, und ihre Furcht für dich gleicht ihrer Liebe.

Darum erspare ihr, wo du kannst, bloße Befürchtungen, darum vergiß nie, wenn du abwesend bist von der Geliebten, daß ihre ganze Zeit dir und der Liebe, aber auch der Sehnsucht, der Angst, dem Schmerz gehört.

Kritische Lesehalle.

I.

Etwas über den Umgang mit Gedanken.*

Ein Gedanke ist ganz wie ein Mensch und hat seine Lebensart. Es giebt Gedanken, die sich wie Flegel benehmen, die Ellnbogen auf den Tisch legen und mit den Füßen Alles über den Haufen werfen. Es giebt andere, die so zierlich thun, daß man ihnen an den Manschetten ansehen kann, sie haben Alberti's Complimentirbuch gelesen.

Ein gedrucktes Buch ist wie ein Reich der Gedanken: es hat Handwerker und Gelehrte, Bürger und Rathsherren, ehrliche Leute und Spisbuben, seidenrauschende Jungfrauen und lumpige Bettler, schöne Gestalten und Krüppel, wüste Gesellen und lustige Dirnen. Der Verstand ist die Polizei darin, die Reflexion der Straßenfeger, und die Erfahrung geht verschossene Lumpen und zerbrochene Scherben darin suchen. Lieb' und Haß begegnen sich manchmal und unter lachenden Augen wohnen nicht selten weinende Herzen.

Es ist eine Kunst, mit Gedanken umzugehen, und wie Knigge einen „Umgang mit Menschen“ geschrieben, so möchte ich einen „Umgang mit Gedanken“ schreiben. Dieser Umgang mit Gedanken würde besonders den Schauspielern nützlich sein können, denn die Wenigsten von ihnen verstehen, sich mit Gedanken abzugeben. Seydelmann war groß darin; er fand sich mit jedem Gedanken zurecht, wenn auch dann und wann nur auf diplomatischem Wege. Auch Fanny Elsler versteht das, sie behandelt alle Gedanken mit Anmuth. Auguste Crelinger beherrscht sie, sie müssen ihr alle gehorchen. Charlotte v. Pagn tändelte mit ihnen und neckte sie; mit den flachen ging sie galanter um, als mit den tiefen. Die Schröder-Devrient behandelt die Gedanken genial, und Moriz Rott mit Begeisterung, wenn auch manchmal mit blinder. Eduard Devrient becomplimentirt sich mit ihnen, ohne doch jemals mit ihnen vertraut zu werden. Herrmann Hendrichs geht oft zu scheu mit ihnen um, Louis Schneider aber immer zu burschikos; Emil Franz manchmal zu schroff, aber Carl Bauer immer gesund und mit treuem Herzen. Hulda v. Cavallade verhätschelt sie manchmal ein wenig und Clara Stich thut oft ein bißchen schnippisch mit ihnen, doch steht's Weiden an. Amalie Wolff behandelte sie immer mit Anstand und Würde; Franz v. Cavallade immer mit Hingebung, freundliche und gutmüthige Gedanken aber meist glücklicher, als tragische. Gern maltrairt sie oft, und Rütling schraubt sie manchmal, wenn auch selten ohne Humor oder doch

wenigstens glückliche Laune. Franz Grua erfaßt sie mit Lust, manchmal zu stürmisch. Carl Brunert behandelt sie klug, wie Einer, der von ihnen was will, Theodor Döring mit Stolz, wie Einer, der ihnen was bringt. Baptist Baison giebt ihnen die geniale Schärfe seines Verstandes, Emil Devrient die süße Schwärmerei seines Herzens. Carl La Roche findet sich auf galante Weise mit ihnen ab, Johann Nestroy quält sie mit seiner Ironie, die sie gleichsam bei den Ohren zieht, bei den Haaren zipt und in die Hände sticht. Wilhelmi küßt und umarmt sie, Anschütz aber geht phitistischerhaft mit ihnen um, selbst mit den poetischen. Er macht sie gewöhnlich und hausbacken, damit er sie verstehen und fassen kann. Die Haizinger steht mit allen Gedanken auf gutem Fuße; sie ist mit den traurigen traurig und mit den lustigen lustig, für die Klugen hat sie den Witz, für die guten das Herz, und den schwachen hilft sie mit ihrem Talent. Ihre Tochter Louise Neumann kofet mit ihnen, sie hätschelt und streichelt sie, sie macht sie alle artig. Antonie Wilhelmi liebt sie mit einer enthusiastischen Hingebung, mit einer begeisterten Leidenschaft. Sie zeigt ihnen gegenüber einen Adel der Seele, dem sie sich beugen und fügen. Maria Bayer hegt und pflegt die Gedanken. Sie sieht sie alle für krank an und giebt ihnen daher eine bleiche Melancholie und ein weinendes Ansehen. Nicht Allen will das stehen und passen, aber den meisten verleiht es doch einen wunderbaren und großen Reiz. Adele Glasbrenner zeigt Scharfsinn und Geist in dem Umgange mit Gedanken, Wilhelmine Werner Humanität, Bertha Unzelmann oft ein etwas krankhaftes, stets aber sinniges Wesen. Beckmann duzt sich mit allen lustigen; er ist vertraut mit ihnen oder macht wenigstens schnelle Bekanntschaft damit. Malvina Erck ist im rechten Sinne des Wortes herzig und Albertine Rott sehr zutraulich mit ihnen daran. Adele Eismenger giebt allen Gedanken eine hübsche, wenn auch trockene Ehrbarkeit, Lina Höfer dagegen eine übersprudelnde Frivolität. Helma Heyne zeigt sich zu phlegmatisch in ihrem Verkehr. Cesarie Somaneky behandelt sie etwas declamatorisch, jedoch mit Verstand, Julie Herrmann mit Laune und Berlinischer Nonchalance. Damböck weist sie ab, sie nimmt gleichsam nur die Visitenkarte von ihnen an, weil sie sich ewig bei der Toilette befindet. Gar Viele aber endlich haben noch nie einen gesehen, und ich könnte sie duzendweise nennen.

Aus diesem kleinen Programm, das ich hier flüchtig entworfen, werden meine Leser und Leserinnen sehr leicht erssehen können, daß ein Werk: „Der Umgang mit Gedanken“, eben kein überflüssiges wäre.

Mit Menschen umzugehen, ist eine Kunst, mit Gedanken in der That gar nichts Geringeres. Ein Gedanke ist so vielseitig, wie ein Mensch; es sieht ihn ein

* Aus Jos. Mendelssohn's „Theaterteufel“.

Jeder mit anderen Augen an. Hier wird er gelobt, dort wird er getabelt; hier preist man sein Herz, dort schilt man sein Gemüth; hier wird er geliebt, dort wird er gehaßt; hier wird er verstanden und dort wird er's nicht. Den meisten Gedanken geht es wie den meisten Menschen: man merkt erst ihr Dasein, wenn sie gestorben sind. Viele leiden an Fieber, an Wechselstieber und Gallenfieber, an Wasser-, Schwind- und Gallsucht, an Brustschmerz und Magendrücken; manche sind von den Blattern entstellt, sind bucklig oder sie schielen. Gedanken haben auch alle Laster und alle Tugenden der Menschen. Sie können wüß oder feusch, geizig oder verschwenderisch, prahlerisch oder bescheiden, lügenhaft oder wahr, stolz oder demüthig, gut oder verderbt sein. Gedanken haben auch Moden. Ein Gedanke von 1640 sieht anders aus, als einer von 1740, und einer von 1840 anders, als beide. Es giebt Gedanken, die mit Pops und mit Krückstock gehen, andere, die Perücken tragen und gepudert sind; es giebt welche, die einen Tituskopf tragen, und andere, die malcontent geschoren sind. Ein Gedanke kann auch alle Sprachen der Welt erlernen und alle Länder der Erde durchreisen. Es giebt unter den Gedanken Touristen, die zu ihrem Vergnügen reisen, andere, die in Sachen der Wissenschaft reisen. Viele fahren in Carossen und haben Diener und Jäger, andere wandern zu Fuß und betteln sich durch. Vielen geht's wohl in der Fremde, manche sterben am Heimweh, besonders die deutschen.

Ein Gedanke ist, wie gesagt, wie ein Mensch; der Styl ist seine Lebensart, sein savoir vivre, das Wort sein Kleid und die Sprache sein Thun, überhaupt seine Thaten. Weil aber der Gedanke wie ein Mensch ist, darum versteht ihn der Mensch so wenig. Der Mensch kennt sein ganzes Geschlecht genauer, als seinen Nachbar und sich selbst; er kennt auch das Denken an und für sich viel besser, als den bloßen Gedanken. Das zeigt uns die Philosophie.

Es giebt Menschen, welche die Gedanken nur vom Hörensagen kennen, und Andere, die nur alle Jahr einmal zu ihrem Geburtstag welche zu Kaffee und Kuchen bitten. Es giebt Leute, die immer in Gedanken sind und nie einen haben, Andere, die immer bedacht oder bedenklich sind, und doch nie zu einem kommen. Ja, es giebt Leute, die alle Dinge der Erde zu denken im Stande sind, nur keinen Gedanken. Es giebt aber auch Leute, die ganze Waarenlager von Gedanken auf dem Markte der Welt zum Kaufe ausbieten und dabei so von Grund aus uneigennützig sind, daß sie nie einen für sich in die Tasche stecken.

Solcher uneigennütziger Leute giebt es viele unter den Schauspielern; sie sagen immer, was sie denken, in ihren Rollen nämlich, aber sie denken nicht, was sie sagen. Ein Gedanke ist ihnen wie ein Gefäß ohne Henkel, sie wissen selten, wie sie ihn angreifen sollen. Ungeschickt aber werden die meisten Gedanken von ihnen angegriffen, denn sie machen keinen Unterschied zwi-

schen ihnen. Einen Gedanken von Shakespeare fassen sie ebenso an, wie einen von Göthe; einen von Calderon ebenso, wie einen von Schiller; einen von Racine, Molière oder Scribe ebenso, wie einen von Kleist, Immermann oder Raupach, und einen von Holberg oder Goldoni ebenso, wie einen von Müllner, Palm, Grillparzer oder Rogebue.

Ein Werk „Ueber Umgang mit Gedanken“ müßte nun eben ein Leitfaden sein, der zu einer rechten und jedem Gedanken zukommenden Auffassungsweise hinzuleiten vermöchte. Er müßte die Zeichen und Merkmale angeben, an denen das Vaterland und die Geburtsstadt eines Gedankens zu erkennen sei, und wie man einen solchen oder einen andern gewöhnlich zu behandeln pflege. Er müßte angeben: diesen Gedanken so und jenen anders zu nehmen, kurz, er müßte die Lebensart eines jeden Gedankens offenbaren und klar legen: daran erkennt man einen spanischen, daran einen französischen, daran einen Shakespeare'schen, daran einen Göthe'schen Gedanken; daran einen königlichen, daran einen bettelhaften, daran einen klugen, daran einen dummen. Den speichelleckerischen am langen Athem und der seidenen Schnauze, den philisterhaften am watschelnden Gange und am Tabaksgeruch, und den feigen an den vielen Worten, hinter denen er sich zu verstecken und zu verschanzten sucht. Diesen behandelt man so und jenen behandelt man anders. Den muß man lächeln, den muß man schreien, den muß man sagen, den muß man reden, den muß man seufzen, den muß man weinen, den muß man sehen, den muß man hören, den muß man ahnen, den muß man fühlen und den muß man schweigen. Die schweigenden Gedanken sind die tragischsten und die am schwierigsten aufzufassenden. Es sind die Ahnfrauen im Hause der Kunst, sie sprechen nur einmal und zwar den Tod. Weil aber mit dem Tode alle Gedanken ein Ende haben, so schließt für dies Mal seinen Umgang mit Gedanken

Feodor Wehl.

II.

Gedichte von Wilhelm Smets.

(Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag.)

1.

Der seltsame Retter.

Familienlage.

Noch ruht die alte Stadt in tiefem Schlummer,
Gehüllt in's Dunkel langer Winternacht,
Nur hier und dort ist Frommsinn oder Kummer,
Schon zum Gebet, zu Thränen schon erwacht.
Und weckend tönt das erste Glockenzeichen,
Den heil'gen Gruß, vom Engel dargebracht.

Da wandelt auch die Wittwe mit dem bleichen,
Bethrüntem Antlitz nach der Kirche fort,
Gebeugt von schwerer Prüfung harten Streichen.

Auf Gott vertraun — ist nun ihr Trosteswort,
Das sie gestärkt im namenlosen Jammer,
Getröstet kam sie stets vom heil'gen Ort.

Es schläft daheim, in kalter, öder Kammer,
Das Knabenpaar, das ihren Schreck nicht ahnt,
Wenn an das niedre Pfortchen schlägt der Hammer:

Ein Stäub'ger ist's, der unbarmherzig mahnt,
Die Schuld zu tilgen, die so lang sie quälte,
Zu immer größerer Noth die Wege bahnt.

Jedoch das Bild der Heil'gen, die sie wählte
Vor allen andern zur Beschützerin,
Schaut heut so mild, als wenn's ein Geist besetzt.

Und sie erhebt sich vom Gebet, ihr Sinn,
Ist so beruhigt, wie wenn sich'res Hoffen
Das Herz erfüllt mit lohnendem Gewinn.

Sie wandelt durch den Kreuzgang, und betroffen,
Bleibt plötzlich sie vor einem Greise stehn,
In felt'nem Kleid, das Antlitz ernst, doch offen.

Auf alten Bildern hat sie wohl gesehn
Die fremde Tracht, doch schon seit fünfzig Jahren
Nocht' Niemand mehr in solcher Kleidung gehn.

Er spricht zu ihr: Ich hab' Eu'r Leid erfahren!
Nehmt diesen Brief, und tragt ihn hin zur Stell;
Er wird fortan Euch jede Noth ersparen.

Sie zögert, staunt und dankt, ihr schaudert, — schnell
Vor ihren Augen ist der Greis entschwunden,
Doch im Verschwinden wie verklärt so hell.

Bald hat die Straße sie, das Haus gefunden,
Sie zieht die Klingel, übergiebt den Brief,
Der Hausherr stutzt, als wär' sein Blick gebunden.

Ihm ist wie Einem, der am Tag entschlief,
Und nun erwacht, die Seinigen erkennt,
Doch wähnt, daß eine ferne Stimm' ihn rief.

Er kennt die theure Schrift, den Schreiber nennet
Im Herzen er, der einst ihm war so lieb.
Von dem ihn längst des Jenseits Wohnung trennet.

Der aber, folgend seinem frühern Trieb
Des Wohlthuns, gleich als lebt' er noch hienieden,
Der Wittw' ein kleines Jahrgehalt verschrieb.

Er denkt bei sich: Es sei ihr treu beschieden,
So wie's verlangt des Edeln sel'ger Geist,
Nichts störe seinen heil'gen Himmelsfrieden.

Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn, dann reißt
Er hastig eine Thür auf, und mit Blicken
Des Fragers hin er nach den Bildern weist,

Die rings des Saales hohe Wände schmücken.
Und sie, die Wittwe, tritt an eins heran,
Und rufet laut mit Staunen und Entzücken:

Der ist's! Es ist der freundlich ernste Mann,
Der mir vorhin im Kreuzgang ist begegnet!
— Mein Vater war's, er nahm sich Euer an,
Und hat mein Erbtheil auch für Euch gesegnet.

2.

Der Traum.

Schatzgräbersage.

So hat's zwei Mal zu mir im Traum gesprochen,
Doch sah ich nichts, als spielt' ich blinde Ruh,
Genau im Zwischenzeitraum von vier Wochen.

Hochwü'd'ger Herr, was sagt Ihr nun dazu?
Darf ich dran glauben und auf Träume bauen?
Es geht mir nach und läßt mir keine Ruh!

Das Gott in Träumen oft ließ Wahrheit schauen,
Bezeugt uns selbst die Bibel laut und klar,
Doch jedem Geist und Traum ist nicht zu trauen.

Wird Euch indeß die Stimme offenbar
Zum dritten Mal, so mögt Ihr's immer wagen,
Harmlos ist der Versuch und ohn' Gefahr. — —

Und es geschah; hart an sein Ohr getragen
Hört er die Worte: Geh' auf die Bastei,
Wo hoch des Mittelthores Thürme ragen.

Dort such', als ob Dir was entfallen sei,
Und einen großen Schatz wirst Du erheben,
Wenn auch nicht dort, so ist's doch nah dabei.

Da ist beschwichtigt früh'res Widerstreben,
Er rafft sich auf, beim ersten Morgenlicht,
Sich ohne Zögern dorthin zu begeben.

Er sucht und sucht, jedoch er findet nicht,
Da sieht ihn Einer, wie er vor sich starret,
Und heftig um sich mit den Armen sicht.

Und ob er toll sei, Jener vor ihm harret,
Und fragt, und forschet, und höret, daß ein Traum
Von einem großen Schatz ihn also narret.

Und spricht zu ihm: Durch solchen eiteln Schaum
Laßt Ihr Euch täuschen? Soll mich Gott bewahren!
Dem Aberglauben geb' ich nimmer Raum.

Auch mir träumt' einst, ich sollt' ein Glück erfahren!
An der Bastei (er nannte Straß' und Haus)
Verborgen lag' ein Schatz seit vielen Jahren,

Grab unter'm Heerd, da grub' ich ihn heraus. —
 Glaub' Ihr, ich hätt' darnach geforscht? Mit nichten,
 Ich dacht' an's Wort vom Berg und von der Maus,
 Und rath' Euch, auf den Mammon zu verzichten. —
 Der Andre starrt; es war sein eigener Heerd,
 Den ihm genannt des fremden Manns Berichten.
 Schnell geht er heim, und stille Hoffnung nährt
 Im Herzen er, dann nimmt er Hack' und Spaten
 Und um und um er Grund und Boden kehrt.

Fährwahr, der Fremde hatt' ihm schlecht gerathen,
 Nun sinkt ein Stein, der Schatz liegt blank, ein Topf,
 Der Deckel fällt — Dublonen und Dukaten!

Du sollst nicht leer ausgehn, Du guter Tropf,
 Spricht nun der Gräber; Dein ungläub'ges Krütteln
 Stahl Dir Dein Glück, und ich nahm's fest beim
 Schopf! — —
 Jedoch der Fremde war nicht auszumitteln.

Literatur und Kunst.

Der Verurtheilte. Von G. P. N. James.
 3 Bdch. Berlin, Duncker und Humblot.

Dieser Roman eröffnet eine Sammlung der vorzüglichsten englischen Romane, unter dem Titel: Britannia. Die Verlags-handlung hat mit englischen Autoren ein Uebereinkommen getroffen, wonach die in dieser Sammlung erscheinenden Uebersetzungen, als von den Autoren selbst veranstaltet, für Preußen die einzig rechtmäßigen sind. Es hat dieses Gesetz, so zweckmäßig es auch von vielen Seiten erscheint, doch von zwei Seiten große Bedenklichkeiten. Erstens fragt es sich: darf kein Preuze eine Uebersetzung eines solchen Romans kaufen, die im Auslande erschienen ist? Dürfen namentlich von preussischen Leihbibliotheken keine Uebersetzungen solcher Romane, die außerhalb Preußens erschienen, benutzt werden? — Zweitens könnte es kommen, daß irgend ein wahres Dichterwerk, kein bloßer Roman, auch in der Uebersetzung Eigenthum eines preussischen Buchhändlers würde. Nun käme ein anderer preussischer Dichter, der sich zu dem Originale ganz besonders hingezogen fühlte, und eine treffliche Umdichtung desselben verfaßte. Darf dieser Dichter seine Bearbeitung nirgends drucken lassen, weil er ein Preuze ist? — Was den vorliegenden Roman: der Verurtheilte betrifft, so ist derselbe spannend und mit Geschmack geschrieben. Nur wo der Autor humoristisch sein möchte, wird er breit und ungewandt. Die Uebersetzung ist ausgezeichnet. E.

Allgemeine Aesthetik von Dr. Karl Hinkel, Professor in Marburg. Pforzheim, Flammer und Hoffmann.

Diese Aesthetik zeichnet sich einerseits durch Freiheit von der Pedanterie philosophischer Schulen aus, andererseits durch Fernhalten von der Sucht, geistreich zu sein, von dem Jagen und Haschen nach blendenden Sätzen, die eben nur blenden, beim klaren Lichte besehen, aber nichts als Nauschgold sind. Hinkel ist klar.

Jeder Gebildete kann sein Buch zum Genusse lesen, er kann dabei das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden. Als Beispiel der faßlichen und gefälligen Darstellungsweise, die dabei doch dem wissenschaftlichen Tone näher ist, als dem rein belletristischen, folgende Stelle: Das Idealisiren in der Kunst besteht darin, alle in einer bestimmten Idee entsprechenden und demnach wesentlich zu ihr gehörenden Züge zu einem Gesamtbilde zu vereinigen; nicht aber darin, alles einzelne Schöne oder Häßliche insgesammt auf einen Gegenstand zu übertragen, und so, statt idealer Kunstgestalten, Karrikaturen zu schaffen. Daß also das Idealisiren auch in der Poesie nicht darauf beruht, alles geistig und sittlich Schöne oder Häßliche zusammen auf eine Person zu übertragen, und so, statt wirklicher Menschen, reine Engel oder Teufel darzustellen, ergiebt sich bereits aus dem Gesagten. Dies widerspräche schon der Wirklichkeit. Zwar finden sich an einem Gegenstand oft außer der wesentlichen und charakteristischen Seite desselben noch mehr oder weniger andere schöne oder häßliche Eigenschaften, welche der Künstler auch je nach seinen Zwecken neben der wesentlichen Seite berücksichtigen, oder auch wohl zum Gegenstande besonderer Darstellungen machen kann. Der Epiker kann z. B. denselben Helden, welchen der dramatische Dichter als nur von einer ihm wesentlichen Leidenschaft, etwa der Herrschsucht, erfüllt darstellt, noch außerdem von verschiedenen andern Seiten als Vater, Freund, Gatten u. s. w. zeigen, und der Porträtmaler eine und dieselbe Person in verschiedenen Situationen und Eigenthümlichkeiten auffassen. Aber an keiner Naturgestalt und keinem Menschen finden sich alle nur möglichen Mängel oder Vorzüge in einseitiger Weise vereinigt. Wollte daher auch ein Dichter, wie z. B. der Engländer Richardson in seinen Familienromanen gethan hat, alle nur irgend gedentbaren Tugenden und Vollkommenheiten oder Laster und Gebrechen einer Person beilegen, so würde Niemand solche Figuren für wirkliche Menschen, sondern

nur für leere Phantasiegebilde oder Karikaturen halten. Zudem müßten sie, auch wenn ihre Existenz möglich, ja wirklich wäre, dennoch erst vom Dichter idealisirt werden, um anstatt endlich schön oder häßlich, was sie in diesem Falle doch an sich nur sein würden, erst wahrhaft kunstschön zu werden. Jenes Verfahren, welches zuweilen irriger Weise Idealisiren genannt wird, ist demnach falsch. An den Gestalten der unmittelbaren Wirklichkeit haften mannigfaltige Eigenschaften und Beziehungen, welche für die im Kunstwerk auszuführende Idee unwesentlich sind und ihren Einklang mit dem Unendlichen, mit dem harmonischen Leben des Weltganzen stören. Der Dichter nun, welcher wahrhaft idealisirt, enthebt sie diesem Boden der endlichen Widersprüche, der Zufälligkeiten des Daseins, des unaufgelösten Kampfes und Zwiespattes. Er macht sie zum klaren allgemeinen Ausdruck der ihnen zu Grunde liegenden Idee, also zum Ideale und slicht sie als nothwendige und wesentliche Glieder in die unendliche Kette der ewigen Lebensideen oder in die Harmonie des Alls versöhnt ein. In dieser Weise dargestellt, werden schöne oder gute, wie häßliche oder schlechte Charaktere kunstschön. Die idealen Gebilde eines Homer, Sophokles, Dante, Shakespeare, Göthe, liefern dafür den besten Beweis. Wie könnte uns auch das Kunstwerk befriedigen, wie könnte es auf unsere Seele die unendlich großartige Wirkung haben, uns über die Endlichkeit hinweg nach der Welt des Ewigen zu erheben, aus dem endlichen Reiche des Schmerzes und der Trübsal in das Reich des ewigen Friedens, der Harmonie und Versöhnung, in jenes heitere Gebiet, wo „des Jammers trüber Sturm nicht rauscht, wo kein Schmerz die Seele mehr durchschneidet, keine Thräne mehr dem Leiden fließt, und nur das heitere Blau der Ruhe schimmert,“ — wenn der Dichter die Gestalten und Zustände des Lebens so hinstellte, wie sie das unvollkommene endliche Leben unmittelbar darbietet? Das zeitliche Loos des Schönen und Guten der Erde würde unsere Seele eben so mißlingend berühren, als das Häßliche und Böse, wenn er nicht beide Seiten des Lebens in seinen poetischen Figuren idealisirt. Dies thut aber z. B. Dante, indem er mit einer staunenswerthen Kühnheit und Gewalt des Geistes das ganze irdische Leben mit seinen verschiedensten Gestalten und Gegensätzen, seinen mannigfaltigsten Interessen und Zwecken, mit einem Zauberschlage zum Reiche des Unendlichen, Göttlichen, der ewigen Weltordnung umsetzt, in welchem nun die Menschen mit ihren Tugenden und Lastern, ihren Vorzügen und Mängeln, ihren Thaten und Leiden, in vollendeter Klarheit und Ruhe, in vollkommenster Einheit und Harmonie für die Ewigkeit dastehen. So bestand auch bei Shakespeare dieses Idealisiren darin, daß er das Leben mit allen seinen geistigen Gestalten, seinen Ideen, Zuständen und Interessen zwar in seine verschiedensten Beziehungen, in die er sich wie jeder wahre Genius selbst eingelebt hatte, auflöste und mit derselben schein-

baren Zufälligkeit und Disharmonie zusammenstellte, welche sie im Leben zeigen, — aber dabei doch wieder alle diese Beziehungen unter dem Zusammenhang aufsaßte, in welchem sie mit der Harmonie des Weltganzen stehen. Alle menschlichen Charaktere und Handlungen, die uns im Leben, mögen sie nun gut und böse, schön oder häßlich sein, als mangelhaft und nicht vollkommen schön entgegentreten, bringt er in Wechselwirkung mit den allgemeinen ewigen Gesetzen der unendlichen Welt, oder, wie wir sagen, der göttlichen Weltordnung, und löst sie darin so auf, daß sie nicht als abgerissene verstückelte Theile und im Zwiespalle zwischen ihrer Idee und Erscheinung, sondern als die ewigen, wesentlichen, nothwendigen Glieder des in sich vollendeten Weltplanes, als die Gestalten einer höhern Sphäre, wo die reine Harmonie wohnt. Er ergreift alle Ideen, Leidenschaften und Richtungen des Lebens vom Erhabensten, Edelsten, Schönsten und Zartesten bis zum Niedrigsten, Gemeinsten, Häßlichsten und Wildesten, aber er stellt sie nicht in der Unordnung und Zerrissenheit dar, welche ihnen im endlichen Leben eigenthümlich ist. Sein mächtiger Geist überwindet und fesselt sie in die Harmonie jener Weltordnung. Dasselbe gilt von den idealen Bilden Göthe's. Auch er stellt die Freuden und Leiden, die heitern und schmerzlichen Gefühle des Lebens, die Irren, Zweifel und Kämpfe des Gemüths, die schönen und häßlichen Handlungen, die guten und bösen Charaktere der Menschheit dar; aber er versetzt sie aus dem Kampfe des endlichen Lebens in die Versöhnung und Harmonie des Idealreichs. So sind zwar alle seine poetischen Figuren lebensvolle Gestalten der Wirklichkeit, aber nicht mehr so, wie sie in dem unmittelbaren Leben erschienen, getrübt durch die Beimischung des Zufälligen und Unwesentlichen und behaftet mit der nur den Schranken der Sinnlichkeit angehörenden schweren Masse, nicht mehr gefesselt von der Noth und Bedürftigkeit des natürlichen Daseins, nicht mehr hingenommen und verwickelt in alle die Verlehrungen, welche mit der Zerfahrenheit und Disharmonie des endlichen Lebens zusammenhängen, sondern, wie sich Schiller ausdrückt: „aus der Sinne trüben Schranken in die Freiheit des Gedankens“ versetzt. Es sind nur noch die reinen, von allem Zufälligen und Unwesentlichen, von dem Schmerze und dem Zwiespalle der endlichen Existenz befreiten Ideen oder Formen der wirklichen Zustände und Gestalten, welche der Dichter poetisch verkörpert. Weil nun Göthe, wie jeder wahre Künstler, welcher das reine Kunstschöne hervorbringt, die Gestalten des zeitlichen Lebens in das Reich des Idealen, der reinen Formen, der ewigen Ideen und Wahrheiten erhebt, und daher auch nicht lärmend mit seiner eigenen Persönlichkeit hervortritt, nicht mitten im heißen Schmerze oder der stürmischen Freude die Gefühle, Leidenschaften und Zustände malt, die ihn erfüllen, sondern erst nach dem Kampfe und der Unruhe spricht, in der tiefen, klaren Stille und Versöhnung des Gemüths; — so ist in

allen seinen Dichtungen auf das Bild des Kampfes, der Unruhe und Bewegung, auf das Bild der endlichen Gegensätze, Verwickelungen und Stürme, eine Klarheit und Ruhe, ja eine Heiterkeit ausgegossen, welche mit allen jenen Disharmonieen versöhnt. Und darin liegt eben der unendliche Zauber des Kunstschönen, daß die Furcht und der Zweifel, welchen die Verlehrung und der Zwiespalt des irdischen Daseins in uns erregt, vor ihm entflieht. Denn es macht uns die Gewißheit anschaulich, wie jener scheinbare Widerspruch zwischen Idee und Erscheinung, zwischen dem Ewigen und Zeitlichen, dem Unendlichen und Endlichen, vom Ewigen aus gelöst, wie

die endliche Welt vom Geiste Gottes durchdrungen und gehalten und in der Harmonie der ewigen Welt versöhnt und verklärt ist.

Gleich diesem Bruchstücke, welches die Geheimnisse und die Gesetze des Idealisirens entfaltet, sind auch die andern Abschnitte in Hinkel's Aesthetik in dem richtigen Maße blühender Darstellung gehalten, die nie blumenreich überladen wird, zugleich wissenschaftlich ruhig ist und für den Gegenstand von Wärme durchdrungen, diese dem Leser und Lernenden mittheilt.

Tageschronik.

Dresden.

Theaterbericht vom Monat December.

Bei dem ersten und warmen Interesse, welches Sie früher an der Entwicklung unsrer Theaterverhältnisse nahmen, werden Sie beim Lesen dieses Berichtes die Freude theilen, welche ich beim Schreiben desselben empfand, insoweit ich nämlich Manches anzuerkennen hatte, was den Freund wahrer Kunstbestrebungen befriedigen muß. Das Repertoire, welches unser Hoftheater in diesem Schlussmonate gab, gehört zu den ausgezeichneten; wenige deutsche Theater werden ein gleiches aufzuweisen haben. Wir sahen von Wiederholungen klassischer Stücke: Hamlet, Romeo und Julie, Wallensteins Tod, das Lager und Egmont (zwei Mal). Neu erschienen: Die Banditen von R. Benedix, Ein Billet von Frau Birch-Pfeiffer, Das Versprechen (Schauspiel in 1 Act) von Bauernfeld und: Eine Frau, die sich aus dem Fenster stürzt, nach dem Französischen.

Jene Wiederholungen erfreuten sich bei ihrer Ab- rundung und der Trefflichkeit des Ensemble einer lebhaften Theilnahme des Publikums, das bei den beiden Wiederholungen des Egmont (die zweite folgte der ersten in nur zehn Tagen) die weiten Räume des Hauses vollständig füllte. So lehrt die Erfahrung, daß frühere Pläne für die Gestaltung unsres Repertoirs, welche man achselzuckend Pedanterien oder ähnlich genannt hatte, auf diejenigen Ansprüche basirt waren, welche das Dresdener Publikum an die Leistungen des Theaters macht. Zu gleicher Zeit zeigte aber auch die kalte Aufnahme, die Wallensteins Tod fand, daß es nicht sowohl der klassische Stoff allein ist, welcher die Zuschauer herbeizieht, sondern vielmehr die seiner Würde und Bedeutung entsprechende Darstellung. Freilich liegt

deren Möglichkeit nur in wenigen Persönlichkeiten, und von diesen also wird die Möglichkeit eines Erfolges getragen. In der Darstellung des Hamlet, des Mercutio, des Egmont bestätigt uns Herr Emil Devrient eine Wahrnehmung, die wir schon seit mehreren Monaten zu machen Veranlassung fanden. Während er früher nicht verschmähte, zu den größten Mitteln zu greifen, um die Palme des Beifalls à tout prix sich zu erringen — wenn wir ihn bei so unkünstlerischer Geberdung leider! oft zur gewöhnlichsten Komödianterei herabsteigen sahen, und diese Nachwehen gewisser Wiener Gastspiele alles Ernstes an dem so reichbegabten Künstler rügen mußten, so hat er neuerdings hiervon nichts mehr erscheinen lassen, vielmehr ist er in einzelnen Leistungen — ich hebe namentlich den Hamlet hervor — zu einem Gipfelpunkte der Vollendung emporgedrungen, auf welchem er seine früheren Darstellungen derselben Rolle noch um Vieles überragt. Die Behandlung des Tons im Hamlet war durchaus meisterhaft zu nennen. Dabei gehört Herr Emil Devrient zu den leider! Wenigen welche ihre Rollen im Kopfe haben, und nicht ängstlichen Blickes vom Souffleurkasten auflesen; er ist fleißig. Daß man dies als ein besonderes Lob für den Einzelnen aussprechen muß, ist schlimm genug. Nicht minder strebsam und erfolgreich ist Fr. Bayer; in der lang- erwarteten Wiederholung von Romeo und Julie gelang ihr die Entfaltung dieses Charakters in noch viel höherem Grade, als bei der früheren Darstellung, wie denn nunmehr auch dem, den Händen Herrn Quarters entnommenen Mercutio sein Recht geschah. Von Fr. Berg sahen wir in diesem Monate, außer der Gräfin Terzky, keine bedeutendere Rolle; sehr befriedigend gelang ihr aber die hochadelige Gräfin Mutter der Frau, die sich aus dem Fenster stürzt.

Das Classische war für dieses Mal die Vorderseite der Medaille, betrachten wir nunmehr die Rückseite —

der Neuigkeiten. Das Versprechen von Bauernfeld ist eine unbedeutende Kleinigkeit — Dialoge zum Lobe des constitutionellen Principes, an denen wir die Spitzen des Bauernfeld'schen Witzes vermisten. Ebenso leicht wiegt die Frau, die sich aus dem Fenster stürzt. Die Idee zur Intrigue ist aus Donna Diana genommen, was auch im Stücke selbst ganz unverhohlen ausgesprochen wird; doch ist die Entwicklung, wie die schwellende Frau, welche sich zc., auf der Leiter durch das Fenster zu ihrem wider Willen standhaften Eheherrn zurückkehrt, recht nett, und die Scenen sind mit französischem Geschicke aneinander geknüpft. Die Darstellung des Stückes ist, mit Ausnahme der Leistung Hrn. Mende's, befriedigend; das Komische wird durch Mad. Schubert in reicher Maasse zugeführt, da für ihr naturwüchsiges Talent die berbe Frau Pachterin Schoppe wie geschaffen erscheint. Salondamen kann Mad. Schubert nicht spielen; wo sie karrikiren will, wirkt sie nur zu leicht abstoßend, wie z. B. in dem kleinen Lustspiele: der Arzt, wo ihre nervenleidende Französin alles andere ist, als was sie sein soll; aber Köchinnen (Dorine in Tartüffe), Bäuerinnen (die Picarde), gelingen der Künstlerin ganz besonders.

Die Banditen von R. Benedix geben leider! einen handgreiflichen Beweis, daß Benedix in's Schleudern geräth. Die an sich weder feingesponnene, noch zeitgemäße Intrigue — denn über das Zeitalter des Räuberromans sind wir Gott sei Dank! hinaus — wird durch vier Acte zum Tode geheßt; die ermüdende Länge schlägt das Vergnügen nieder, welches durch eine gedrängtere Entwicklung des Stoffes hervorgerufen werden würde. Dazu kommt, daß der dritte Act sehr starke Anklänge an Raupach's Zeitgeist enthält, und daß das Komische in den Figuren des Actuar Brösel-dieb und des Gensdarm Nactwacker allzu forcirt ist. Möglich auch, daß solches Pressen des Gelächters weniger in den Rollen, als in der Art und Weise lag, wie dieselben hier von den Herren Quanter und Räder aufgeführt wurden. Uebrigens müssen Benedix'sche Stücke, die bekanntlich harte Aufgaben für das Zusammenspiel stellen, durchaus besser einstudirt werden, bevor sie dem Publikum vorgeführt werden. Muß der Zuschauer vom Souffleur zwei Mal die nämliche Rede vorflüstern hören, welche dann endlich der gedächtnißschwache Künstler nachschleppt — es geschah dies bei Mad. Schlegel — so wird er mit gerechtem Unwillen verlangen, daß man ihm künftig nicht nöthige, für sein theures Eintrittsgeld Generalproben anzuhören. Ueberhaupt ließ Mad. Schlegel in jener Rolle der eifersüchtigen Braut Manches zu wünschen übrig; bei der leidenschaftlichen Aufregung der Erwartung im erste Acte versiel sie in einen weinerlichen Ton, der dem darzustellenden Pathos gänzlich fremd blieb. Mad. Schlegel hat gute äußere Mittel, gewiß einen noch besseren Willen, jene zum Besten anzuwenden; aber es fehlt bei ihr hauptsächlich an einer richtigen Behandlung des Tones, in dem ein

eigenthümliches Saccadé viel zu häufig wiederkehrt, um als vorübergehende Nuance Dulbung finden zu können. — Uebrigens werden die Banditen kaum ein Repertoirestück werden, da das Publikum dieses flüchtige Machwerk mit merklicher Kälte aufnahm.

Noch viel merklicher war aber diese Kälte an der Aufnahme eines Billets von Frau Birch-Pfeiffer. Bei der ersten Aufführung — und diese ist doch hierbei maßgebend — war es still, sehr still; ja am Schlusse bedurfte es nicht einmal einer Opposition; denn selbst die sonst stets bereite Claque lieber Freunde, deren Frau Birch-Pfeiffer auch hier (mithin außerhalb des Bereichs ihrer famosen Leberknöbeldiners) eine nicht geringe Anzahl hat, schwieg. Ja — wird man sagen — schwieg verduzt; denn sie hatte vielleicht eine Bitterung von den Herrlichkeiten, die in Berlin Röttscher und Gubitz diesem Bilette von der Hand ihrer fruchtbaren Freundin abgekostet hatten, und um derentwillen sie seitdem manch' bitteres Wort der Reaction gegen Lohndelei aus „höherer Weltanschauung“ haben verschlucken müssen. Es ist über das Stück bereits viel geschrieben worden, vielleicht mehr, als es verdient, gewiß weniger, als über seinen Nachfolger: „Dorf und Stadt“ vermuthlich noch geschrieben werden wird. Wenn unter andern ein Berliner Kritiker in Röttscher's Jahrbüchern darüber sagt: „der Eindruck, den wir empfangen, ist weder ein sehr hoher, noch ein sehr tiefer, aber es ist immer ein Eindruck, wie ihn Mancher, der für die Bühne schreibt, nicht hervorzubringen vermag“ — so ist dies ein sehr trauriges Lob, wenn nicht eine scheinheilige Satyre. Ja, aber welches ist denn der Eindruck, der überhaupt durch das Stück hervorgerufen werden soll? Welches ist der Held? Warum, d. h. zur Verwirklichung, welcher dichterischen Idee ist das Stück eigentlich geschrieben? Wir wären in der That begierig, hierüber befriedigende Aufschlüsse, unvermischt mit Hegel'scher Philosophie und anderen Decocten, zu vernehmen. Wie es dem geschickten Inquirenten oft möglich wird, in den Inquisiten, aus welchem er nichts heraus inquiren kann, etwas hinein zu inquiren, so dächt' ich, müßt' auch ein geschickter Interpret nach der kritischen Analyse einer solchen befreundeten Dichtung diese so zu reconstruiren vermögen, daß sich in der That daraus nicht eine Idee, nein eine ganze Procession solcher ganz von selbst entwickelt. Die Verfasserin hat ihrem Stoffe, den sie ziemlich ausführlich in gewissen Memoiren des Herzogs von Clarendon gefunden hat, nicht die dramatischen Knalleffecte abzugewinnen verstanden; es verpufft Scene für Scene, ohne daß eine, höchstens mit Ausnahme der Schußscenen des dritten Actes, im Stande wäre, dem Zuschauer so in's Auge zu schlagen, daß das helle Feuer herausspringt, und er in dem bunten Glimmern das schönste Kunstfeuerwerk zu erblicken meint — das ist der Hauptfehler des Stückes vom Standpunkte der Verfasserin aus. Daß sie ähnliche Stoffe aus dem reichhaltigen Bereiche der Hofintrigue geschickt zu be-

handeln versteht hat sie an der Marquise von Bilette gezeigt. Ist sie nun aber der Ansicht geworden, sie könne das Quecksilberwerk der Knalleffekte aufgeben und durch ihre Dichtung (?) allein den Zauber des Beifalls bannen, so gerieth sie in einen Irrthum, an welchem sie bei dem vorliegenden Nichterfolgen nicht zweifeln darf. Wie nun aber der allgemeine Anklang, den das Stück nach den officiellen Berichten der (officiellen) Leipziger Zeitung hier gefunden haben soll, mit dem stillen Fiasco contrastirt, unter welchem es in der That vorüberging, ebenso contrastirt mit seiner Gehaltlosigkeit die sorgsame, zum Theil ausgezeichnete Darstellung. Vergeblich that Fräulein Bayer das Menschenmögliche für Anna Gyde, die stets die stolze genannt wird, ohne daß man weiß, warum — vergebens heizte Hr. Emil Devrient für den „großen Bösewicht“ Buckingham alle Kessel der ihm zu Gebote stehenden lebenswürdigen Rouerie, erstrebte sich Abgänge über Abgänge — der Liebe Mühe war umsonst: Einen Borruf, einen Borruf meine beste Rolle für einen Borruf! hätte er rufen können — es blieb Fiasco. Oder wäre das etwa nicht mit natürlichen Dingen zugegangen, sondern das Werk einer schändlichen Intrigue, einer düstern, weitverzweigten Pulververschöpfung gewesen, um die alte Firma: Charlotte Birch-Pfeiffer in die Luft zu sprengen?! — Freunde und

Gönnern der bedrängten Frau! Ja, legt die Finger an die Nasen, calculirt! Ja, das könnte möglich sein — bei einem andern, als dem harmlos und zufällig zusammenkommenden Dresdener Theaterpublikum. Der Abonnent am Dresdener Hoftheater ist viel zu dankbar für ein auf seinen Tag fallendes „neues Stück“, als daß er sich die Freude dieses glücklichen Zufalles durch schwarzgallige Wibernatürlichkeiten verbittern sollte.

Doch dieses Billet verdicke mir den Brief zur Ungebühr. Mit wenigen Worten nur will ich bemerken, daß das vor Kurzem engagirte Fräulein Heyne mehrfachen Beifall sich nicht nur erwirbt, sondern auch verdient. Ihre Bewegung auf dem Theater, ihr Geberdenspiel zeigt ebenso von einer sichern Gewandtheit, als von einem guten Geschmacke in der Anwendung jener äußern Mittel der Darstellung. Ihr Organ ist biegsam und klangvoll; aber ihre Sprache hat Nuancen und Tonfälle, die hin und wieder fast an den Dialect streifen, und dann das Ohr ebenso beleidigen, als das Gehörte und Harmonante, wozu die junge Künstlerin bei effectvoller Aufregung verfällt. Hoffen wir, daß sie diese Mängel erkennen will, um sich ihrer Beseitigung zu befeßigen. — In meinem nächsten Berichte werde ich Ihnen ausführlich über Guxkow's Bullenweber zu schreiben haben.

Reuillon.

Berlin. Der gerade, wahrheitsliebende Seume schrieb im Jahre 1793: „Bei uns mußte man Edelmann sein, oder viel Geld haben, um im Staate ein Mann zu werden; zwei Verdienste (?), deren Siltigkeit jedem Vernünftigen (Dummkopf — müßte es richtiger heißen) sogleich in die Augen springt. Zuweilen that Verbindung und Empfehlung auch etwas; und noch seltener wurde zufälliger Weise auch wohl wirkliches Talent bemerkt. Im Kriege, wo oft periculum in mora ist, wo man Männer für Aemter und nicht Aemter für Männlein sucht, sind die Ausnahmen häufiger, und es tritt da, dem Kastengeist zum schweren Kerger, nicht selten das alte primitive impertinente Menschenrecht wieder ein, daß jeder nur das gilt, was er werth ist. (Hier steht der gute Seume auf dem rohesten Standpunkte: Denn im Kriege gilt nur das Wildeste, das Unmenschlichste im Menschen, der Muth, Blut zu vergießen, die Gewissenlosigkeit, den Mord, weil er von zwei Seiten als frei erklärt ist, für keinen Mord zu halten, zumal auf Kommando, während doch in der That das gesetzlich straffällige Duell, da die Mörder sich freiwillig gegenseitig preisgeben, weniger gewissentlos scheint, wenn auch nicht ist. Die wahre

Jugend, die einzige menschliche Größe: die versöhnende Liebe wird im Kriege in Blut ertränkt.) Doch hat es bei uns noch lange Zeit, ehe es dahin im Allgemeinen kommt: der Mensch gilt durchaus nur das, wozu ihn der Staat stempelt, und es ist keine Gefahr, daß Vernunft die Stempelordnung machen und halten werde.“ — Viel hat es sich nun freilich jetzt noch nicht geändert; aber doch etwas. Das: Edelmann sein — gilt nicht mehr so hoch, wie das: viel Geld haben. Bei dieser Aenderung hat aber die Vernunft nur eingebüßt; denn der Stolz selbst des bornirtesten Adligen besteht noch immer darin, sich von Gemeinem frei zu halten; während dem Geldstolze nichts gemein genug ist, wodurch er die Mittel seines Stolzes vermehren kann.

. Ein hiesiges Blatt schreibt über „Dorf und Stadt“ von Birch-Pfeiffer: „Ueber ein Stück, welches durch außerordentlich günstigem Erfolge sich selber am besten recensirt, ist es überflüssig, eine Kritik zu schreiben.“ — Das klingt sehr schlau. Wenn der Erfolg aber den Werth bestimmt, dann ist der Kenner der Rante im Verhör das Meisterwerk aller Zeiten,

denn kein Stück ist so oft aufgeführt, so oft aufgelegt worden. Eben ist die neununddreißigste Auflage erschienen.

. Laut Dettinger's Charivari soll der Verfasser der Gräfenberger Aquarelle, Herr Landesmann (Hieronymus Lorm) taubstumm sein. Er ist zwar leider ebenso stocktaub, wie nicht leider steinreich, aber nichts weniger als stumm. Er hat ebenso sprechend, wie schreibend, die Sprache in seiner Macht.

. Ein Berliner Poete hat bereits nach Humboldt's gigantischem Kosmos eine gleichbetiteltte Gedichtsammlung erscheinen lassen. Wozu diese Verse? Im ganzen Buche Humboldt's ist nichts Ungereimtes. Wenn die Könige bau'n, haben die Kärner zu thun.

. Wird die in Breslau mit großem Beifalle aufgenommene Oper von Heintze: „Die Ruinen von Tharand“ hier gegeben werden? — Nein! Die Berliner Oper hat schon viel zu viel Ruinen, um noch neue anzuschaffen.

. Kuerbach hat gegen der Birch-Pfeiffer Dorf und Stadt bei der Theater-Intendanz Protest eingelegt. Man hat von dem Namen, der ein Theater-Contract geschaffen, erwartet, er werde, den moralischen Gerechtigkeits-Anforderungen entsprechend, das Stück wenigstens liegen lassen, bis die Sache zur Klarheit gekommen. Allein Herr von Küstner giebt das Stück zum Heil der Kasse und Wohl der Verfasserin fort. Warum sollte man auch von ihm verlangen, daß er sich um das Wohl und Wehe des Schriftsteller-Eigenthums kümmere, hat er doch schon so viel zu thun, um auf die Anzeigen von Theater-Ausschreibern zu hören, die vor Neid bersten möchten, weil Literaten, und nicht vielmehr ihre Bettern und Ruhmen, freies Entree haben, und daher gleich bei ihrem Chef durch eine Denunciation sich einzuschmeicheln suchen, wenn ein Theater-Referent etwa seine Frau, oder einen Bruder, oder einen Stellvertreter in's Theater schiekt. Wenn ein Buchhändler einem Recensenten ein Buch schiekt, so wird er wahrlich nicht aufpassen, ob dieser das Werk, nachdem es besprochen, verschenkt. Und ein Buch ist doch mehr werth, als ein Theaterbillet. Man erfährt, daß für jeden Schriftsteller, der freies Entree hat, ein besonderer Aufpasser hingestellt werden soll.

. Die servile Kriecherei mancher Zeitungsschreiber kann man nicht einmal Fuchschwänzerie nennen, denn der Fuchs ist schlau, und bei diesem Geschreibsel kann man nur sagen: Wär' dieses Zeug nicht so verflucht gemein, man wär' versucht, es herzlich dumm zu nennen. So wird, wenn etwa ein kleiner Prinz oder eine kleine Prinzessin, weil ja doch auch allerhöchste Kinder

— Kinder sind, die Puppenspiele der Weihnachtsausstellungen besingen, gleich ein Halloh in den Zeitungen gemacht, als wäre die ewige Freiheit auf die Welt herabgestiegen. Kommen gar die erwachsenen Prinzen und Prinzessinnen mit, dann zerfließen die Zeitungen in Honig, wie höflich, wie gütig sich diese gegen die Hotelbesitzer benommen. Sollen die hohen Gäste etwa gegen die Wirthe grob sein? — —

. Ein junger Mann hat einen Riesensprung gemacht, der nicht ein Salto mortale, sondern ein Salto vitale ist. Herr D. Kalisch, dessen Posse: Herr Karoline, auf dem Standpunkt der Zote fast in Sumpf versank, hat eine dreiactige Posse: Einmalhunderttausend Thaler an der Königstadt zur Aufführung gebracht, zwischen der und Herrn Karoline eine ebenso breite als tiefe Kluft liegt. Herr Kalisch hat mit diesen Einmalhunderttausend Thalern einen großen Treffer gezogen. Die Posse unterhält, ist rein von jeder unsaubern Zuthat, bewegt sich lebensfrisch in den Bahnen des Anstandes, und der zweite Act läßt den Zuschauer vor Lachen nicht zu Athem kommen. Im letzten Acte erhält eine Wirthin von einem Projectenmacher eine Schürze zum Geschenke, die mit einer von ihm erfundenen Farbe roth gefärbt ist. In einer Scene trocknet die Frau damit sich und ihrem Manne das Gesicht, und die Farbe bleibt Beiden im Gesichte kleben. Dies ist der einzige Moment, der in der Posse unangenehm berührt, wenn auch die Gallerie darüber wiehert. So etwas gehört höchstens in die italienische Pantomime. Die Quodlibets und Lieder, an denen die Posse sehr reich, sind mit vielem musikalischen Geschick gewählt, es liegt viel toller Witz in dieser curiösen Zusammenstellung bekannter Melodien. — Sagt man von einem Komiker, sein Spiel habe uns weiblich lachen gemacht, so ist dies meist das Wahrste und Lobendste, was man gleichzeitig über die Leistungen der meisten Künstler für dies Fach aussprechen kann. Herr Grobecker (Stullnmüller) und Herr V'Arronge (Bullrig) aber, thaten, wenn sie auch aus dem Lachen gar nicht herauskommen ließen, auch für charakteristische Gestaltung ihrer Rollen viel und mit Erfolg. Der Börsenspeculant des Herrn Neußler war eine mit schneidend scharfen Zügen, mit Geist geschaffene Charge. Mad. Grobecker (frühere Mad. Hellwig) wußte das naive Derbe des Dienstmädchens und später das dick Derbe der Wirthin, durch den zarten Hauch der Weiblichkeit, durch das zurückhaltende Maas bei sprudelnder Lustigkeit zu dem Reiz des Chokoladenmädchens im Dresdner Museum zu erheben. Die große, musikalisch durchgebildete Kunstfertigkeit des Gesanges, besitzt keine zweite Vaudeville-Soubrette.

. Es ist eine der vielen Nichtswürdigkeiten, die das Geschick einem Menschen spielt, einen edlen, glühenden Wunsch in seine Seele zu pflanzen, den er mit al-

len Eifer hegt, auf den er den unermüdblichsten Fleiß verwendet, und ihm doch nicht die geringste Verwirklichung dieses Wunsches werden zu lassen. So kenne ich hier einen Mann, der die mäßigsten Ansprüche an's Leben macht, der eine rührende Genügsamkeit hat, der mit eisernem Fleiße mindestens hundert Theaterstücke geschrieben, und dem es noch nie gelungen, eines davon zur Aufführung zu bringen. Die Stücke sind allerdings nichts als eben so viele Beweise von Talentlosigkeit. Darin liegt aber eben die Erbärmlichkeit der Natur. Warum hat sie diesem Manne den fast instinktartigen Trieb eingepflanzt, Stücke zu schreiben, wenn sie ihm nicht das Talent geben konnte, seine Thätigkeit mit Erfolg zu krönen? Sehen wir dagegen einen W. Friedrich (Riese); mit Leichtigkeit wirft er ein französisches Stück in ein deutsches um, und da er die Geschicklichkeit des Zurechtstuzens und eine große Gefälligkeit im Arrangiren und Dialoge besitzt, so ist er sicher, bei jeder Bühne Eingang zu finden. Jenem Unglücklichen ist es der gewaltigste Ernst um die Sache, diesem Glücklichen ist es der Scherz einer Stunde, und wie ungleich der Erfolg bei Beiden, wie ungerecht!!! Findet nicht dieses Beispiel in hundert anderen Fällen Gleichnisse? Sollte man nicht glauben, daß glühende Lust und unermüdblicher Eifer für eine Sache auch das Talent dafür bedingen müßte? Und wie oft klagen die besten, fleißigsten Menschen ihr Mißgeschick an, wo nur ihr Ungeschick schuld ist! Am Ende kommt freilich Beides auf Eins heraus.

. Der zweite Weihnachtsfeiertag brachte im Schauspielhause eine Neuigkeit, mit zwei Anhängseln. Die Neuigkeit war: Der Rechnungsrath und seine Töchter, Original-Lustspiel von E. Feldmann. Dazu: Der Weg durch's Fenster. Lustspiel in einem Act, nach Scribe, von W. Friedrich, und: Eigensinn. Lustspiel in einem Act von R. Benedix. Der Rechnungsrath und seine Töchter ist eine mit tieferlicher Genialität hingeworfene Posse. Es ist ein hübsches dramatisches Kartenhäuschen, an das die Kritik nicht hauchen darf, sonst fällt das Gebäude zusammen, wenn auch die Bilder bleiben. Dieses Lustspiel, wie es sich mit Unrecht nennt, denn es ist keine Gestaltung von Charaktere darin, der Rechnungsrath selbst ist nur Carrikatur, verisiflirt das alltäglichste Misere, aber die Situationen sind feck und toll gestaltet. Der Dialog ist mehr wibelnd als witzig. Daß die Mutter in dem Momente, da um die Hand ihrer Tochter angehalten wird, schon anfängt Kinderwäsche zu nähen, ist für das Stück bezeichnend, in welchem überall das Burleske auf's Aeußerste getrieben ist, um drastisch zu wirken. Die Besetzung war falsch. Den Rechnungsrath Null mußte Herr Döring spielen, nicht Herr Bern, diese Rolle will künstlerisch heraufgezogen, nicht buffomäßig trivialisirt werden. Ebenso mußte den Geiser nicht Herr Grüse mann, sondern Herr Schneider spielen.

len. Dieser dumme, demüthige, protectionstragene Geiser, der ein Frauenknecht wird, um an seiner Frau einen Rechenknecht zu haben, ist ganz für Herrn Schneider geschaffen. Geiser ist eine vollständige komische Charakterlosigkeit, und dergleichen stellt Herr Schneider gelungen dar. — Im zweiten Stück: Der Weg durch's Fenster stellt Döring Chevalier d'Harcourt, eines jener künstlerischen Lebensbilder, hin, die uns sehen lassen, wie ringsum Komödie gespielt wird, und nur hier die Wahrheit der Kunstvollendung. — Für das letzte Stück: Eigensinn, gehörte ein großer Eigendünkel, es für die Bühne zu geben. Es ist eine improvisirte, von einem geschickten Regisseur geordnete Dialogen-Reihe, ziemlich einförmig und mit wenig Witz. Solche Dialoge werden bei Schulprüfungen gehalten. Eigensinn bietet den Darstellern große Aufgaben, das Stück zu nüanciren, einen Schein von Handlung hineinzubringen, mit der Langenweile eine Treibjagd zu halten, daß diese nicht zu Athem komme. Das haben unsere Darsteller auch redlich gethan, bis auf Herrn Hittel, der ein für alle Mal nicht in den Rahmen unserer Hofbühne paßt.

. Auerbach hat die Plagiats-Klage gegen Mad. Birch-Pfeiffer, wegen Dorf und Stadt, eingereicht. Das Nähere darüber brachte neulich der Publicist unter der Rubrik: Diebstähle.

. Herr Ludwig Kellstab wünscht, daß der Himmel ihm Salomonis Weisheit zum neuen Jahre schenke. Das wünschen wir Herrn Kellstab auch, damit er selbst einmal das Abgeschmackte in seinen Zeitungsartikeln erkenne, wenn er witzig sein will, und denselben Ekel dagegen empfinde, wie das gebildete Lesepublikum. Herr Kellstab wünscht sich aber Salomonis Weisheit nur zu dem Zwecke, um entscheiden zu können, welche von zwei hier anwesenden Kunstreitergesellschaften die vorzüglichere sei. Dafür könnte sich Herr Kellstab mit etwas weniger als salomonischer Weisheit begnügen, und diese Demjenigen überlassen, der zu entscheiden hätte, welches der unsinnigste Artikel ist, den Herr Kellstab geschrieben. —

. Der Correspondent für die Breslauer Zeitung über die Bestrebungen der Reform-Juden, führt sonderbarer Weise das Zeichen des — Kreuzes.

. Hier circulirt eine von christlichen Bürgern ausgehende Aufforderung, die sociale Trennung zwischen Juden und Christen, namentlich durch ein Entgegenkommen Letzterer, aufzuheben, durch welche sociale Ausföhnung die Judenemancipation erst zur Wahrheit werde.

. Der Königl. Garten-Director Lenné hat vom Papst Pius IX. die Aufforderung erhalten, Versuche

zur Entwässerung und Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe anzustellen. Herr Lenné wird sich im Herbst dieses Jahres nach dem Kirchenstaat begeben, um zur Lösung dieser höchst schwierigen Aufgabe das Nöthige einzuleiten. Wenn es ihm gelingen sollte, das vom Papste in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen, so würde er sich außerordentliche Verdienste um den Kirchenstaat erwerben, da bisher alle Versuche zur Trockenlegung der so schädlichen Pontinischen Sümpfe gescheitert sind. Herr Lenné war vor einigen Monaten bereits in dem Kirchenstaate.

Bern. In der Schweiz kann man an dem äußern Ansehen der Dörfer ganz genau erkennen, ob deren Bewohner katholisch oder reformirt sind. Im ersteren Falle sehen die Häuser ärmlich aus, die Aecker sind nachlässig bestellt, die Menschen dürftig gekleidet, und Bettlerschaaren drängen dem Reisenden Almosen ab. Im anderen Falle trägt Alles einen Anstrich von Wohlhabenheit, ja Reichtum an sich. Das kommt daher, weil die Katholiken frömmere sind, sich nur auf Gott verlassen und weniger arbeiten.

Bonn. Unter der Fakultät der Theologen, die da lehren (sollen) das Wort Gottes, die wahrscheinlich wissen, wenn sie diese Stelle nicht absichtlich ignoriren, daß Christus gesagt hat: Liebe Deinen Nächsten und thue selbst Deinem Feinde Gutes, — unter diesen heiligen Männern ist nur ein einziger, Bleck, so profan gewesen, für die Zulassung der Juden zu Universitätsstellen zu stimmen. Unter der Fakultät der Juristen dagegen, ist nur ein einziger so gerecht gewesen, dagegen zu stimmen: Herr Professor Walter.

Danzig. Das geistliche Ornat und Barett des Predigers Herrn Kniwel, dem die Landeskirche zu hell, zu freisinnig, zu wenig kniefällig und finstergläubig, und der deshalb sein Amt niedergelegt, weil er, um Hirte zu sein, keine Gemeinde von Schaafen vorfand, — ist in der Auction seiner Sachen für 18 Sgr. von einem Maskenverleiher gekauft worden, der es zunächst an ein Liebhabertheater vermiethet hat, für den Darsteller des Claude Frello im Glöckner von Notre-Dame. —

Dresden. Zwischen dem vierten und fünften Acte von Gutzkow's „Wullenweber“ erhob sich im Parquet eine lebhafteste Diskussion zwischen zwei fleißigen Theaterbesuchern, ob das Stück sich auf dem Repertoire halten werde oder nicht. Sicherlich, behauptete der Mann des Für, denn das Trauerspiel hat vortreffliche Einzelheiten, Diction und Effecte. — Aber man kommt, sagte der Andere, vor diesen sich überstürzenden Begebenheiten nicht zu Ruhe, ohne doch die Langeweile immer abwerfen zu können, womit besonders der fünfte Act

überreich gesegnet sein soll. — Ei was, entgegnete der Erste, von unserer heiligen Bühnendichterallianz vertritt die Birch-Pfeiffer das gemüthliche, aber geistesarme Oesterreich, Laube das vorlaute, viel versprechende und wenig haltende Preußen, Gutzkow aber das gebieterisch uns überwältigende und doch so poetische Slaventhum, das zur Bewunderung uns zwingende Rußland. — Wer leugnet das, sagte, eine Priße nehmend, der Oppositionsmensch; der Dichter des Uriel Acosta und des weißen Blattes ist für unsere deutsche Bühne unbestritten der erste Heros seiner Zeit. Aber erlauben Sie, daß ich Ihnen eine Anekdote von Talma erzähle. — Wie kann die auf Gutzkow's Wullenweber passen? — Nun, Sie werden ja hören. Der Senior einer französischen Adelsfamilie, die Talma's Namen führte, schrieb an den Künstler und bat ihn um Auskunft, ob sie vielleicht mit einander verwandt seien. Talma gab folgende lakonische Antwort: „Nein, mein Herr, ich bin Plebejer, und bin es viel zu sehr, als daß in meinen Adern auch nur ein Tropfen patrizisches Blut fließen könnte. Der Schild des Achilles ist mein Wappenschild und die Comödientettel des théâtre français sind meine einzigen Adelsurkunden.“ — Nun? — Ich denke, was für den Schauspieler — paßt auch für den Bühnendichter. Gutzkow könnte keinen vollgültigeren Adelsbrief haben, als die deutschen Theaterzettel, nur möge er sich um Alles in der Welt vor der Mesallianz einer zu raschen und unüberwachten Productivität hüten.

* * Weil bei Wiedereröffnung des Theaters am zweiten Weihnachtsfeiertage zwei Kapellmeister für ihren Theaterdienst nicht disponibel waren und Herr Tischatschek den „Robert“ nicht unter Leitung des Chordirectors Schmidt singen gewollt, darum ward dem Dresdner Publikum der seltene Genuß zu Theil, nach mehrtägigem Theaterschluß an „Saar und Zimmermann“ sich ergötzen zu dürfen.

* * Von Groß-Hoffinger, dem neuen Hauptmitarbeiter des „Dresdner Correspondenten“, wird in der Arnold'schen Buchhandlung ein Roman „Napoleon in Egypten“ erscheinen.

* * Herr Dr. Edwin Bauer eröffnet in dem Vorwort seiner „deutschkatholischen Kirchenzeitung“ seinen Lesern die erfreuliche Aussicht, daß er sein Blatt fast gänzlich allein schreiben werde, was allerdings der Gesinnungseinigkeit einen großen Vorschub leisten muß.

Edinburg. Das Aberdeen Journal erlebte dieser Tage den hundertsten Jahrestag seiner Gründung. Es war beständig im Besitze derselben Familie. Zwei andere schottische Blätter der Edinburg Courant und der Caledonian Mercury, bestehen seit länger als 100 Jahren.

Florenz. In der Kirche Santa Croce reihen sich die Gräber für irdische Unsterblichkeiten aneinander, wie nirgends wieder: Hier ruht Galilei. Ein Wappenzeichen prangt auf dem Grabe, eine rothe Leiter in blauem Grunde, die wie Feuer zu glühen scheint. Das Monument ist einfach, aber die rothe Leiter in dem blauen Grunde ist ein bedeutungsvolles Zeichen, es ist, als sei es das der Kunst, denn hier führt der Weg immer eine glühende Leiter hinan, aber zum Himmel. Alle Propheten des Geistes eilen zum Himmel, wie der Prophet Elias. Dem Grabe Galilei's gegenüber, befindet sich das Michel Angelo's. Auf dem Monumente ist seine Büste angebracht, und außerdem drei Figuren: die Sculptur, Malerkunst, Architectur. Dicht daneben ist Dante's Grabmal. Die Leiche selbst befindet sich in Ravenna. Auf dem Monumente sieht man Italien. Es deutet auf Dante's kolossale Statue. Die Poesie weint über seinen Verlust. Ein Paar Schritte weiter ist Alfieri's Monument, welches mit Lorbeeren, Eiern und Larven geziert ist. Italien weint über seinem Sarge. Diese haben der Welt Segen und Freude gebracht. An sie reiht sich aber hier noch ein berühmter Mann: Machiavelli.

Halle. Auf unsere Bühne macht seit einiger Zeit eine junge Tänzerin, Fräulein Ferri, entschiedenes Glück. Nachdem sie eine vortreffliche musikalische Vorbildung in Berlin und Wien erhalten, ist diese noch junge Dame von sehr vortheilhaftem Aeußern und mit einer schönen, frischen Stimme, hier verschiedene Male als Norma, Agathe, Isabella in Robert dem Teufel, Adina im Liebestrank u. s. w. aufgetreten und hat ein Talent für dramatischen Gesang an den Tag gelegt, das, von solchen Mitteln unterstützt, dem deutschen Theater in dieser Anfängerin eine künftige Größe in Aussicht stellt. v. K.

Röthen. Andersen erzählt in einem Berichte über seine erste Eisenbahnfahrt: Es ist eine ziemlich bekannte Anekdote von einem Amerikaner, der zum ersten Mal mit einem Dampfwagen fuhr, daß er, als er schnell den einen Meilenstein nach dem andern vorbeifahren sah, glaubte, er fahre über einen Kirchhof und sehe die Monumente; ich sollte sie daher nicht anführen, aber sie charakterisirt ganz die Schnelligkeit und sie fiel mir ein, obgleich man hier keine Meilenzeiger sieht, es müßten denn die rothen Signalfahnen sein, und derselbe Amerikaner hätte hier fragen können: Weshalb tragen heute alle Menschen rothe Fahnen? — Ich dagegen will erzählen, daß, als wir an einer Planke vorbeifuhren, welche mir zu einer Stange verkürzt erschien, ein Mann an meiner Seite sagte: Sieh da, nun sind wir im Herzogthum Rötthen. Darauf nahm er eine Prife und bot mir seine Dose. Ich bückte mich, probirte den Tabak, nieste und fragte dann: Wie lange bleiben wir wohl in Rötthen? — O! — antwortete der Mann

— jetzt fuhren wir gerade wieder heraus, indem Sie niesten.

London. Dombey und Sohn, der neueste Roman von Boz (Dickens), wovon Julius Seybt eine durchweg gewandte und gefällige deutsche Bearbeitung geliefert hat (Leipzig G. B. Forst, 7 Bändchen), bildet den Höhepunkt dessen, was dieser Autor sowohl in poetisch gemüthreicher, als in humoristisch ergötzlicher Weise bis jetzt geschaffen hat. Es ist das frische, rothbäckige oder das um sein Bestehen ringende Leben, das aus dieser Romandichter mit seinen schönen Farben vor das Auge stellt. Boz giebt in Dombey und Sohn eine wandernde Decoration von Lebensbildern, die sich aus einander fortspinnen, von denen aber jedes fertig für sich dasteht. Es ist einer der wenigen Romane, die den Leser fieberhaft mit fortreißen, von denen seine Seele voll, wenn er ihn beendet, und bei dem man doch nicht fertig zu sein glaubt, weil man länger in dieser, die Phantasie reizenden Aufregung bleiben möchte.

* Die deutsche Eisenbahn, redigirt von Robert Binder, enthält folgenden statistischen Scherz: Das Königreich Sachsen zählt 143 Städte und 3270 Dörfer und Flecken. Schiebt man alle diese auf einen Platz zusammen und stopft die Bewohner hinein, so hat man London. Geht man von Dresden nach Freiberg, 4 Meilen weit, so hat man London der Länge nach durchwandert. Um sich die Namen der 14,000 Straßen zu merken, bedürfte man das Gedächtniß eines Mithridates, die Stelle desselben vertritt ein dicker Catalog. Läßt man die ganze aus 12,000 Mann bestehende sächsische Armee an sich vorüber marschiren, drei Reiterregimenter, ebenso viel Infanterieregimenter, dazu die leichte Infanterie, ein Regiment Artillerie u. s. w. — so hat man erst die Nachwächter von London gesehen, die also eine kleine Armee bilden. London hat 300,000 Häuser, die Schornsteine dürften sich leicht auf eine Million belaufen, die zu ihrer Reinigung ein ganzes Regiment von 1800 bis 2000 Schornsteinfegern erfordern. Stellte man die zwei Millionen Einwohner Londons einzeln neben einander, so würde eine 70 Meilen lange Reihe gebildet werden, eine Reihe, welche die größte Länge Sachsens mehr als zwei Mal mißt. Sollten die Londoner jemals gezwungen werden, ihre Stadt zu verlassen, so würde ihr Auszug ungleich länger dauern, als jener der Kinder Israels aus Aegypten.

* In einem eben erschienenen Werke von Mrs. Butler: A year of consolation findet sich ein Sonnet, das hier in einer treuen Uebersetzung folgt:

An Pius IX.

Mag sein, daß jene Last, die Du willst heben
Vom Nacken Deines Volkes, Dich zerschelle;
Mag sein, daß Dich wegschült die erste Welle
Vom Fels, wo mit prophet'schem Freiheitsstreben

Du stehst, an Gottes große Zukunft glaubend; —
Doch heb' sie, heb' sie, himmelhoch! nicht zage,
Wenn, dammburchbrechend, an der Freiheit Tage
Der Strom Dich fortträgt, jede Stütze raubend.

Der Stein, den von dem Herzen Du gehoben
Hast eines Volks, wird Dir ein Denkmal werden,
Storreich, wie nie der Menschen Kunst erhoben

Für sterblich Angedenken dieser Erden:
Fällt unter ihm Du, wird's ein Grabesdom,
Dem sich die höchste Kuppel beugt in Rom!

München. Den Untergerichten in Unterfranken ist befohlen: den aus der Schweiz geflüchteten Jesuiten nur im Krankheitsfalle den Aufenthalt in Baiern zu gestatten. — Ein Jesuit aber ist nie gesund; er ist immer eine Pestbeule der Menschheit.

* * Die Gräfin von Landsfeld hat eine Gesellschaft von etwa 15 Studenten um sich versammelt, verschafft ihnen Freiplätze im Theater, besucht in Männerkleidung ihre Kneipen, wo sie Bier und Punsch zahlt, läßt sich auf Spaziergängen von ihnen begleiten, steckt ihnen vor allen Leuten Bonbons in den Mund und wirft ihnen Kuschhände zu. Neulich hatte einer derselben mit einem jungen Polen, der wegen der Gräfin auf ihn eifersüchtig war, ein Duell und wurde verwundet. Der Pole sollte fort, aber die Gräfin hat es hintertrieben. Ein anderes Duell, das ihre Lieblinge, Allemannen oder Lolomannen genannt, unter sich veranstalteten, hat sie verhindert. Sie forderte für ihre Kneipe Verlängerung der Polizeistunde bis 1 Uhr — —

Newyork. Hier hat sich ein Mädchenclub gebildet, der sich die Aufgabe stellt, die Hagestolzen zum Heirathen zu zwingen. Der Club hat der überhandnehmenden Ehelosigkeit einen furchtbaren Krieg erklärt, da er die Ehemänner zu Verbündeten hat, welche die Ehelosen für ihre natürlichen Feinde betrachten. Es wurde ein genaues Verzeichniß aller Heirathsfähigen, auch der Witwer, aufgenommen. Die Witwer läßt man keineswegs mit der ersten Probe frei, sondern giebt ihnen nur Zeit, sich zu trösten. Der Witwerstand ist sogar ein noch gefährlicheres Beispiel, als das des Hagestolzen; denn der Letztere ist oft bloß gleichgiltig oder unglücklich, aber der Witwer, der sich nicht wieder verheirathet, erregt durch sein Bögern den Glauben, die Ehe sei eine Last, und man müsse sich freuen, derselben entgangen zu sein. — Die Ehelosen sind in Serien eingetheilt, und eine Serie nach der andern wird zur Ehe-recrutirung berufen. Zuerst erhält der Nichtverheirathete, an den die Reihe kommt, brieflich eine artige Aufforderung, sich eine Gattin zu wählen, und man setzt ihm einen Termin von sechs Wochen. Läßt er diese verstreichen, so wird er ein Mal erinnert; gehorcht er

auch da nicht, so beginnen die Feindseligkeiten. Der Widerspenstige sieht sich plötzlich allen Arten von Quälereien ausgesetzt, er findet auf seinem Lebenswege nur Plakereien und Widerwärtigkeiten. Seine Haushälterin verläßt ihn, und er findet keine Andere; alle Pflege und Abwartung wird ihm entzogen. Ist er jung, so durchkreuzt man seine Plane, stachelt seine Gläubiger zum Mahnen an, und legt in alle seine Vergnügungen Fallen, mit einem Worte: man wendet Alles an, um ihm die Ehelosigkeit unerträglich zu machen, und selbst die Entschlossensten und Hartnäckigsten geben endlich nach, wenn sie sich nicht entschließen, ihr Vaterland zu verlassen. —

Paris. Georg Sand hat den heldenmüthigen Entschluß gefaßt und durchgeführt, sich von ihrer ganzen Vergangenheit zu trennen und völlig unabhängig und selbstständig fortan zu leben. Deshalb hat sie ihre Dienerschaft entlassen, ihr Haus von Chopin, Pierre Leroux, ihrer Tochter und deren Mann Giesinger verschlossen und sich in stille Zurückgezogenheit auf ihr Landgut in Berry begeben. Hier schreibt sie ihre Memoiren mit dem Freimuth der Bekenntnisse J. J. Rousseau's.

Westh. Wohl noch nie mag der Titel eines Buches so sehr den Leser gespannt haben, wie der von drei dicken Bänden Novellen und Erzählungen von Rupertus (R. v. Bayer), welche bei Gustav Beckenast erschienen: **Allerlei Rau.** Kein Conversationslexicon, kein Fremdwörterbuch giebt Auskunft, was Rau bedeute. Der Verfasser hat auf dem Titel seine Anonymität abgelegt, dafür aber das Buch anonym in die Welt geschickt. Möchte er selbst recht bald auch diese Larve abnehmen. Der Autor übergiebt in einer de- und wehmüthigen Widmung sein Buch den Dichtern Franz Grillparzer und Gustav Schwab. Diese kriechende Weise nimmt gewiß Viele gleich vornweg gegen das Buch ein, dem es daher zu wünschen, daß die Vorrede ungelesen bleibe. Da heißt es z. B. „Ihnen danke ich das Wenige, was ich bin, und gelobe, frisch belebt durch ihre Güte und Herablassung (ein Mensch läßt sich nur herab, wenn er eine Gemeinheit begeht; — der Mensch kann sich zum Menschen nie herablassen!) daß keine Kraft in mir je sein und werden soll u. s. w.“ — Ferner: „denn auch des Armen Scherflein ist 'ne Gabe — und glauben Sie, ich reich' es Beiden ihnen demüthiglich.“ — Der demüthig um Herablassung bittende Herr Rupertus besitzt aber eine sehr selbstgefällige Liebe für seine Geisteskinder. Er führt ein Tagebuch über ihre Geburt und ihre Ausbildung. Man freut sich mit diesen Kindern auch — es ist deren eine große Zahl und man kann darunter wählen — so lang sie hübsch ruhig, im Gleise des alltäglichen Lebens bleiben; mitunter aber

wollen sie anfangen, spaßig zu sein und wohl gar Sprünge des Humors machen und dann — verrathen sie noch sehr ihr Kinderthum. Der Styl ist ungemain leicht und flüssig. Dieser läßt merken, daß der Autor mit sich sehr demüthiglich zufrieden ist und daher ohne Anstrengung arbeitet, weil er fühlt, was er schreibe, sei gut. Als besonders gelungen hebe ich hervor: „Lupus in veritate“ und „der Prinz von Preußen“ im zweiten Theile, sowie „Le Rain“ und „Janos“ im dritten Theile.

Prag. Ost und West, redigirt von Rudolph Glaser, theilt ein pikantes Examen mit: Lehrer. Was für ein Redetheil ist das Wort: Ei? — Junge. Ein Kennwert. — Lehrer. Welches ist sein Geschlecht? — Schüler. Das weiß man erst, wenn es ausgebrütet ist.

Rom. Die Kirche Santa Maria degli Angeli liegt inmitten der Ruinen von Diocletians Bädern. Diese sehen aus, als wären sie ein Theil der alten Stadtmauern; sie nehmen einen bedeutenden Platz ein. Ein Theil dient als Heumagazin, ein anderer ist in ein großes Hospizium verwandelt. Dicht an diesem, neben einer Reihe verfallener Bogen und geborstener Mauern, sieht man einen Eingang wie zu einer Kapelle; man tritt hinein und steht in einer der größten und schönsten Kirchen Roms. Es ist Diocletians Badestube. Mächtige Säulen, jede aus einem einzigen Granitblock, prangen hier noch seit jenen Tagen. Die acht Säulen haben jede 16 Fuß im Umkreis und 43 in der Höhe. In dem kapellenähnlichen Gebäude, durch welches man in die Kirche gelangt, liegt zur Linken Carlo Maratti und zur Rechten Salvator Rosa. Diesen beiden Gräbern gegenüber befinden sich zwei andere, deren Inschriften zu den schönsten, inhaltreichsten gehören. Sie lauten: Die eine:

Corpus humo tegitur,
Fama per ora volat,
Spiritus astra tenet.

Die andere:

Virtute vixit,
Memoria vivit,
Gloria vivet.

Wien. Die Novellensammlung *Allerlei Rau* von Rupertus bekundet in ihrem Titel die kolossalste Arroganz der Bescheidenheit. In Jac. Grims „Hausmärchen“ S. 410 (fünfte Auflage) heißt es nämlich: „Allerleirauh war eine Königstochter, die unter einem armen schlichten Kleide von allerlei Raubwerk ihr schönes goldenes Haar und prächtig Sternenkleid

verbarg; ihre Schönheit wurde aber endlich doch, trotz dem rauhen Gewande, erkannt, und sie ging daraus hervor in Glanz und herrlicher Fülle.“

. Saphir war mit einem Narren in Gesellschaft, der sich für witzig hielt. Saphir sprach davon, daß sich die meisten witzigen Köpfe selbst ihre Grabchriften verfaßt hätten. Der witzelnde Narr meinte: Meinen Grabstein habe ich bereits bestellt, aber mit der Grabchrift kann ich noch nicht fertig werden. — Ja — fiel Saphir ein — da liegt der Hund begraben.

. Unserm hochverehrten Fürsten Metternich, der so gewaltigen Stütze des österreichischen Thrones und Volkes, daß beide nicht eine Linie breit von der Stelle rücken, wird leider in seinen alten Tagen mancher tiefe Seelenschmerz zu Theil: So wurde kürzlich Jemand in Mainz wegen Befreiung eines liberalen Schriftstellers zur Untersuchung gezogen, der Metternich hieß, und Luzern fiel an dem Namenstage des Fürsten. — — Daß man den boshaften Zufall keiner Censur, keiner Untersuchung, keiner Landesverweisung unterwerfen kann!!! Er verschont selbst die Großen der Erde nicht.

. Castelli's Huldigung den Frauen für 1848 enthält u. A. folgende Stammbuchblätter von Franz Grillparzer:

1.

Des Menschen Dasein, alt wie jung,
Lebt zwischen Hoffnung und Erinnerung.
Jung sieht dem Wunsch er alle Thore offen,
Und alt erinnert er sich — wieder an sein Hoffen.

2. Einer Dichterin.

Jung, schön und reich —
Und dennoch Dichterin?
Im Wünschen und im Singen
Strebt sonst man nur nach Dingen,
Die man noch nicht besitzt.
Du hast, was Menschen haben,
Die höchsten Schicksalsgaben —
Und dennoch Dichterin?

. Flotow hat für seine Oper „Martha“ von Ballochino für Wien und die Bühnen Italiens 1000 fl. C.M. erhalten, außerdem die Reisekosten, um nach Wien zu kommen, und die Oper unter seiner Leitung in Scene zu setzen. Uebrigens zahlte das Stadttheater in Hamburg unter Herrn Kornets Leitung, für den „Stradella“ 3000 fl. C.M. bei jeder Vorstellung 4 Procente von der Brutto-Einnahme.

J. Lasker.

Druck von Carl Rammig
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.